



SURPRISE

Zusammenhalt

Alle gegen Mario

Wenn Misstrauen krankhaft wird.
Ein Betroffener erzählt.

Seite 14



**SURPRISE
WIRKT**

«Egal wie gross die Hürden sind, Aufgeben ist keine Option»

Lucy Oyubo erzählt auf ihrem Sozialen Stadtrundgang durch Basel, wie sie über Migration, Krankheit, Unfälle und eine Scheidung in die Schuldenspirale geriet - und wie sie mit vielen Jobs dagegen ankämpft.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Kontrolle oder Vertrauen?

Stellen Sie sich vor, **Sie könnten niemandem vertrauen**: Ihren engsten Freunden nicht, auch nicht Ihrem Arbeitskollegen, Ihrer Geschäftspartnerin, Ihrer Ärztin oder dem Mann hinter der Ladentheke. Und auch nicht mehr «dem System», der Politik, den Medien oder dem Staat. **Ein solches Leben wäre anstrengendes Leben**, eines, bei dem Sie stets auf der Hut sein und immer alles kontrollieren müssten.

Aber eben: Nicht alles lässt sich immer kontrollieren. Dafür ist das richtige Leben zu komplex und auch zu wild. **Weswegen wir nicht umhin kommen zu vertrauen, jedenfalls manchmal oder wenn es darauf ankommt**. Was uns verletztlich macht. Wenn Misstrauen Kontrolle bedeutet, so heisst Vertrauen immer auch: Kontrolle abgeben.

In diesem Heft geht es gleich dreimal um das Thema Vertrauen und Misstrauen: Da ist Mario Stöckli, der von seiner Krankheit erzählt, die macht, dass **er fast allem**

und allen misstraut – aber auch davon, wie er seit Jahrzehnten versucht, dieses Misstrauen in den Griff zu bekommen, indem er sein Leben in kleine Portionen unterteilt, **ab Seite 14**.

Oder Haile Abebe, David Malual und andere Geflüchtete, die **darauf vertrauten, hier Fuss zu fassen**, indes bitter enttäuscht wurden – und die ihre Hoffnung dennoch nicht verloren haben, **ab Seite 20**.

Oder Sukanya, die von Thailand nach Finnland kam, um als Erntehelferin von Heidelbeeren ihr Geld zu verdienen, und die erfahren musste, **dass sie sich mit einem falschen Versprechen hatte locken lassen** – bis sie sich aus den Fängen der Beerenindustrie befreien und neues Vertrauen schöpfen konnte, **ab Seite 8**.

KLAUS PETRUS
Redaktor



4 Aufgelesen
5 Na? Gut!
Wohnung gefunden

5 Vor Gericht
Muss das sein?

6 Verkäufer*innenkolumne
Singen hilft

7 Die Sozialzahl
Der vergessene Quotient

8 Arbeitsmigration
Ausgebeutet bei der Beerenernte



13 **Erntehelfer*innen in der Schweiz**

14 Zusammenhalt
Wenn Misstrauen das Leben dominiert

20 Asyl
Eingesperrt im Rückkehrzentrum

24 Literatur
Was uns das Lesen angeht

26 Veranstaltungen

27 Fotokolumne
Was gibt dir Hoffnung?

28 SurPlus
Positive Firmen

29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren

30 Internationales
Verkäufer*innen-Porträt
«Alle haben mich unterstützt»

Aufgelesen

News aus den über 80 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers

Vergessenes Geld

4,2 Milliarden Euro schlummern auf sogenannten «vergessenen Konten» in Deutschland. Solche Konten sind Bankverbindungen, auf die seit Jahren niemand mehr zugegriffen hat und für die sich keine Berechtigten melden. Bisher werden die Konten nach rund dreissig Jahren gelöscht, das Geld streichen die Banken ein. Nun hat sich die Politik dazu gemeldet: Union und SPD haben in ihrem Koalitionsvertrag vereinbart, dass sie die Gelder aus vergessenen Konten künftig für soziale Projekte und Institutionen nutzen wollen.

Hinz&Kunzt

HINZ & KUNZT, HAMBURG, #400, 06/26

Immer heisser

In den Jahren 2023 und 2024 sind in Deutschland je 3000 Menschen an Hitze verstorben. Gemäss Studien der Ludwig-Maximilians-Universität München haben diese Todesfälle mit der Zunahme von Hitzetagen (über 30 Grad) und Tropennächten (nicht unter 20 Grad) zu tun. Während es in München zwischen 1991 und 2020 im Schnitt 9 Hitzetage pro Jahr gab, waren es allein im diesem Juni 10 Hitzetage. Und während es zwischen 2003 und 2008 im Schnitt 5,3 Tropennächte gab, gab es diesen Juni deren 8.

BISS

BISS, MÜNCHEN, #JULI/AUGUST 2026

Teure Obdachlosigkeit

Wie eine Studie des Diakonischen Werks ergeben hat, belaufen sich in Deutschland die Gesamtkosten für einen Platz in einer Notunterkunft auf 25 000 bis 30 000 Euro pro Jahr. Hinzu kommen gegebenenfalls Folgekosten für das Gesundheitswesen, die Polizei und die Justiz. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Studie aus Finnland, wo die Einsparungen durch das Programm «Housing First» – die direkte Vermittlung in eigenen Wohnraum mit begleitender Unterstützung – auf 15 000 Euro pro Person und Jahr beziffert werden.

bodo

BODO, BOCHUM/DORTMUND, 07/26

Zimmer der Erinnerung

Seit Jahren fotografiert Lou Bopp die Zimmer von Kindern, die bei Schulamokläufen in den Vereinigten Staaten ums Leben gekommen sind. Mit seinem Projekt will er den Familien die Gelegenheit geben, sich an ihre Kinder zu erinnern, bevor sie auf so grausame Weise aus dem Leben gerissen wurden – indem er Räume zeigt, die zwar leer sind, aber immer noch bewohnt: mit funkelnden Lichtern, Postern an den Wänden oder Körben voll schmutziger Wäsche. So, als könnten die Kinder jeden Moment wieder ins Zimmer zurückkehren.

THE BIG ISSUE

BIG ISSUE AUSTRALIA, MELBOURNE, 06/26

Hierhin wird niemand zurückkehren: Die Zimmer gehören Schüler*innen, die in den USA bei Amokläufen ums Leben gekommen sind.



BILDER: LOU BOPP: ALL THE EMPTY ROOMS

Na? Gut!

Wohnung gefunden

Die Wohnungskrise ist damit nicht überwunden, und doch ist es eine positive Meldung: Nun hat auch die Wohnungssuche von Daniel Honegger ein Ende gefunden. Anfang August ist der 60-jährige in Bern von der Scheibenstrasse 27 im Breitenrainquartier – 1-Zimmer-Wohnung für 804 Franken – ein paar Strassen weiter in eine 1,5-Zimmer-Wohnung (für 930 Franken) gezogen.

Für den Artikel «Gekündigt an der Scheibenstrasse» hat Surprise über mehrere Monate drei Mietparteien aus zwei Blöcken an der Scheibenstrasse bei ihrer Wohnungssuche begleitet; die 66 Mietparteien hatten im Juni 2025 die Leerkündigung erhalten. Und während die porträtierte Familie und die WG schliesslich auszogen, erhielt Honegger Absage um Absage. Er lebte seit dem Jahr 2000 in dieser Wohnung und seit 53 Jahren im Quartier.

Die neue Wohnung hat Daniel Honegger dank Vitamin B bekommen. Er habe, erzählt er am Telefon, einen Anruf bekommen von einem Kollegen, mit dem er viel zusammensitzte. Wir müssen ernsthaft reden, habe dieser gesagt. Und dann hat er Honegger eine Wohnung angeboten – in einem Haus, das ihm gehört, war eine Wohnung frei geworden. Noch bis April 2027 haben die übrigen Mieter*innen der Scheibenstrasse 27 und 29 Zeit, eine neue Wohnung zu finden. **LEA**



An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen.

Der Artikel aus Ausgabe 628/26, erschienen am 19. Juni, kann online hier gelesen werden: surprise.ngo/strassenmagazin/gekuendigt-an-der-scheibenstrasse. Nachbestellungen der Printausgabe via info@surprise.ngo.



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Muss das sein?

Geht's ums Gerichtsgeschehen, liegt die Aufmerksamkeit meist bei strafrechtlichen Fällen. Auch hier, in diesen Spalten, gibt es viel Kriminalistisches. Eine eingeschränkte Sicht auf die Rechtsprechung, wie ein Blick in den Geschäftsbericht 2025 des Bundesgerichts zeigt: Von 7883 Urteilen betrafen «nur» 2499 das Strafrecht, weitere 1970 das Zivilrecht, aber an der Spitze stehen mit 3141 Fällen die öffentlich-rechtlichen Abteilungen. Sie beschäftigen sich mit Staats- und Verwaltungsrecht, Ausländer*innenrecht, Baurecht, Personalrecht, Abgabenrecht und Raumplanung. Am meisten zu tun haben die Sozialversicherungsrechtler*innen: Sie fällten 1468 Entscheide zu AHV, IV, Unfall- und Krankenversicherungen sowie zur beruflichen Vorsorge.

Auch 2026 ist einiges los. Am 15. Juli zum Beispiel entschied das höchste Sozialversicherungsgericht einen Fall, in dem die Suva einer Detailhandelsangestellten die Heilungsbeiträge strich, die sie wegen anhaltender Beschwerden nach einer Bänderriss-Operation am Sprunggelenk erhalten hatte. Die Suva meldete der Frau: Inzwischen sei sie wieder voll arbeitsfähig, ergo geheilt, ergo keine weitere Heilung nötig. Dagegen legte die Patientin Rekurs ein, «arbeitsfähig» sei nicht mit «geheilt» gleichzusetzen. Richtig, urteilten die Luzerner Richter*innen, den sich daraus ergebenden Grundsatz hätten sie schon mehrmals festgehalten: Das Anrecht auf Weiterbehandlung erlischt nicht automatisch mit der vollen Arbeitsfähigkeit.

Zudem rügt das Gericht eine Pflichtverletzung: Über die Aufhebung der Leistungen informierte die Suva kurz bevor eine

Arthroskopie durchgeführt wurde, eine minimalinvasive Spiegelung, bei der Gewebeschäden gefunden und behoben werden. Schon die Einstellung der Leistungen angesichts einer unmittelbar bevorstehenden medizinischen Massnahme, die auf Besserung hoffen liess, sei rechtswidrig.

Dass die Versicherung dann den abschlägigen Entscheid auf den Rekurs der Sprunggelenk-Patientin kurz nach diesem Eingriff traf, ohne dessen Ergebnis abzuwarten: geht gar nicht. Die Regelung sei klar: Die Suva muss bei Einspracheverfahren neue medizinische Erkenntnisse berücksichtigen. Punkt. Die Beschwerde wird gutgeheissen, vorinstanzlich Urteile aufgehoben und der Rekurs der Detailhandelsangestellten zur post-operativen Neubeurteilung an die Suva zurückgewiesen. Die Versicherung muss die Gerichtsgebühr von 800 Franken und eine Entschädigung an die Patientin von 3000 Franken zahlen.

Musste das sein? Die Sache bis zum bitteren Ende ausfechten? Geht das nicht anders?

Wohl nicht. Davon zeugt ein ebenfalls kürzlich ergangenes Urteil im Streit zwischen einer Krankenkasse und einer Familie, die einen Angehörigen nach einem schweren Schädel-Hirntrauma zuhause selbst pflegte. Die Parteien verzahnten sich in eine jahrelange Auseinandersetzung über die Beitragshöhe, deren Bemessung und Rechtsgrundlage, die Abgrenzung zwischen medizinischen und nichtmedizinischen Pflegehandlungen. Sie prozessierten durch die Instanzen – auf der Basis einer fehlerhaften Excel-Tabelle, was sogar bekannt war –, bis das Bundesgericht nun sagte: Und jetzt fangen wir nochmals von vorne an.

YVONNE KUNZ ist Gerichtsreporterin in Zürich.



Verkäufer*innenkolumne

Singen hilft

An einem Sommertag
Da nimm den Wanderstab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab.

Kennen Sie dieses Lied? Wir sangen das in der Primarschule, auf der Schulreise, beim Wandern in den Bergen. Einmal, ich weiss es noch genau, hoch oben auf dem Gemmipass.

Wenn ich das Lied höre, sehe ich es gleich wieder vor mir, wie wir dort oben stehen und singen. Lieder tragen Erinnerungen mit sich. Bei mir sind es fast immer schöne Erinnerungen. Singen macht mich froh. Wenn ich singe, geht es mir besser.

Wenn ich in Zug unten in der Bahnhofunterführung oder in Schaffhausen auf dem Fronwagplatz Surprise verkaufe, singe ich hie und da dieses fröhliche Lied aus meiner Schulzeit. Ich singe bei jeder Witterung. Es gibt Menschen, die machen dann Halt bei mir mit den Worten: «Oh, Sie können aber gut singen!» Und viele sagen dann: «Dieses Lied kenne ich aus der Schulzeit!»

Es geht ihnen also wie mir – und wir lachen uns an. Viele kaufen bei mir dann eine Surprise-Ausgabe und sagen: «Sie sind für mich für heute und in Zukunft ein Aufsteller!»

So versuche ich, den Menschen eine fröhliche Art des Lebens weiterzugeben. Mit einem Lied. So wenig braucht es dafür. Und alle zwei Wochen gehe ich ins Gemeinschaftszentrum in der Bäckeranlage in Zürich, zu «Bäcki singt». Da

singen die unterschiedlichsten Menschen eine Stunde lang zusammen Lieder aus aller Welt. Wie schön ist das und wie friedlich.

Des Himmels heitere Bläue
Lacht dir ins Herz hinein,
Und schliesst, wie Gottes Treue,
Mit seinem Dach dich ein.

HANS RHYNER, 71, verkauft Surprise in Zug und Schaffhausen und macht Soziale Stadtrundgänge in Zürich. Er singt auch beim Zahnarzt, still für sich, im Kopf – und mit offenem Mund. Es hilft.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

Der vergessene Quotient

Die erwerbstätige Bevölkerung der Schweiz finanziert die Rentner*innen. In Zahlen ausgedrückt kommen derzeit drei Erwerbstätige auf eine Person im Rentenalter. Oft wird davor gewarnt, dass es bald nur noch zwei sein werden. In diesem Zusammenhang ist vom Altersquotienten die Rede; er bildet die Relation zwischen den Über-65-Jährigen und den Erwachsenen zwischen 20 und 64 Jahren ab. Dieser Altersquotient hat sich deutlich verändert: Im Jahr 1900 lag er bei 11 Prozent, 1950 bei 16 Prozent und um die Jahrtausendwende bei 25 Prozent. Heute beträgt er 33 Prozent und wird in den nächsten Dekaden weiter ansteigen. 2055, so die Prognosen des Bundesamtes für Statistik, wird er bei 45 Prozent liegen und entgegen allen Unkenrufen die Relation 1:2 noch nicht erreicht haben.

Die erwerbstätige Bevölkerung betreut und finanziert aber nicht nur die ältere Bevölkerung, sie sorgt auch für die Kinder und Jugendlichen. Dieser Jugendquotient gibt die Relation zwischen den Unter-20-Jährigen und den Erwachsenen zwischen 20 und 64 an. Er lag im Jahr 1900 bei 76 Prozent, 1950 sank er auf 51 Prozent und im Jahr 2000 lag er bei 38 Prozent. Heute beträgt er 33 Prozent und wird in den kommenden Jahren noch weiter leicht abnehmen; laut Prognosen wird er 2055 bei 31 Prozent liegen.

Für die erwachsene Bevölkerung zwischen 20 und 64 lässt sich aus diesen Zahlen ein Gesamtquotient berechnen, auch Gesamtlastquotient genannt. Dieser gibt die Relation zwischen den Unter-20-Jährigen plus den Über-65-Jährigen zu den Erwachsenen zwischen 20 und 64 Jahren an. Im Jahr 1900 lag der

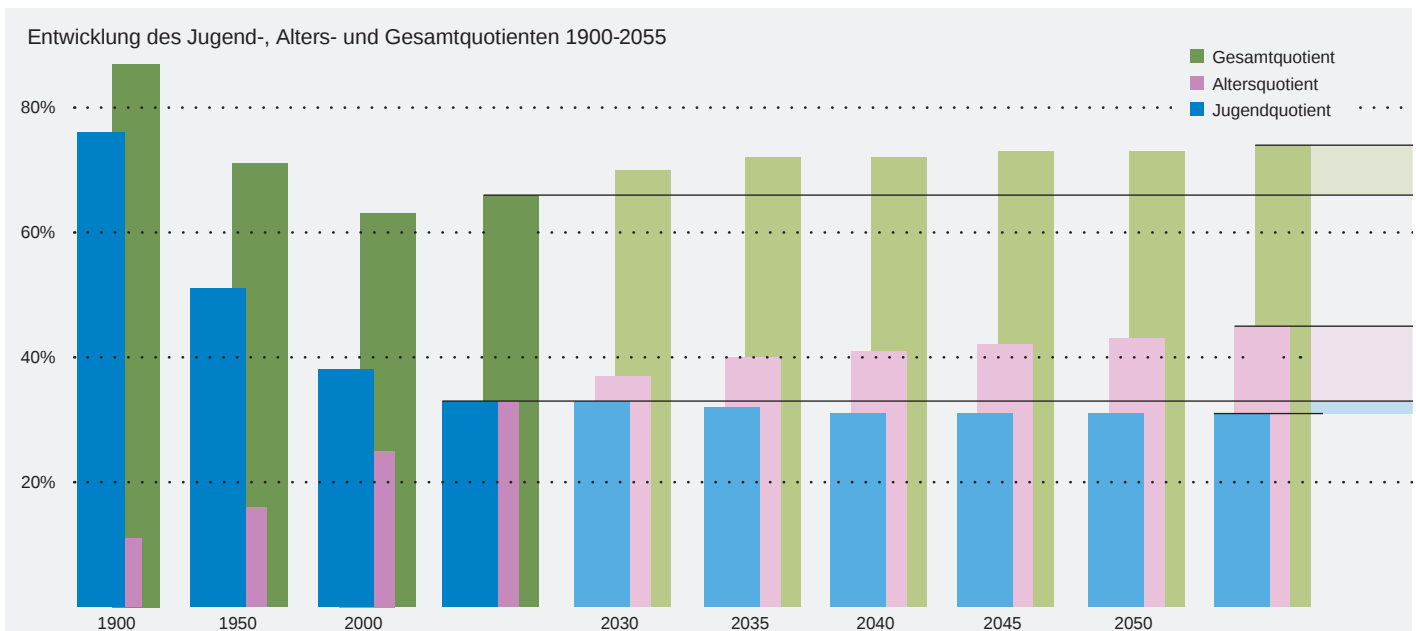
Gesamtquotient bei 87 Prozent, 1950 belief er sich auf 71 Prozent und im Jahr 2000 betrug er noch 63 Prozent. Inzwischen steigt er wieder etwas an: 2025 lag er bei 66 Prozent und bis 2055 soll er auf 74 Prozent ansteigen, was dann in etwa dem Wert von vor 100 Jahren entsprechen wird.

Fassen wir zusammen: Zwischen 2025 und 2055 nimmt der Jugendquotient gemäss Prognosen um 6 Prozent ab, der Altersquotient um 36 Prozent zu und der Gesamtquotient steigt um 12 Prozent. Hinter diesen Zahlen verbergen sich deutliche Verschiebungen in der Bevölkerung. War diese einst von Kinderreichtum und wenigen älteren Menschen geprägt, so ist es inzwischen gerade umgekehrt. Die Zahl der Kinder und Jugendlichen stagniert, jene der älteren Menschen nimmt zu.

Die Zunahme der gesamten «Belastung» der Elterngeneration hält sich aber, berechnet nach «Köpfen», in Grenzen. Belastung bedeutet hier zweierlei. Zunächst ist da die finanzielle Belastung: Im langfristigen Vergleich sind die relativen Ausgaben für den Nachwuchs deutlich gesunken, während die Mittel zur Finanzierung der Altersvorsorge angestiegen sind. Neben der finanziellen gibt es noch die zeitliche Belastung: Nicht nur Kinder und Jugendliche beanspruchen Zeit von ihren Eltern, sondern auch ältere Familienangehörige. Auch hier zeigt sich eine Verschiebung zwischen den Altersgruppen: Für Kinder und Jugendliche braucht es weniger Betreuungsaufwand, erst recht dort, wo es bezahlbare Kitas gibt. Dafür sollte nun mehr Zeit für die Unterstützung der älteren Menschen aufgewendet werden. Leider ist dies nicht überall der Fall, sonst würden wir nicht so oft über Vereinsamung im Alter debattieren.



PROF. DR. CARLO KNÖPFEL ist Dozent am Institut Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.





Beeren mit Beigeschmack

Arbeitsmigration Erntehelfer*innen aus Thailand haben der finnischen Heidelbeerindustrie einen Boom beschert. Der Preis: Ausbeutung und Menschenhandel.

TEXT **TUUKA TUOMASJUKKA** ILLUSTRATIONEN **PAULI SALMI**

Zunächst war es nur ein Video auf TikTok, das Sukanya eingespielt wurde. Die 41-jährige Thailänderin heisst in Wirklichkeit anders, zu ihrem Schutz bleibt sie anonym. Sie arbeitete damals in ihrer Heimat als Bauarbeiterin und suchte nach einem Zusatzeinkommen für die Regenzeit, wenn es weniger Aufträge gibt. Im Video erzählte ein Mann, ebenfalls aus Thailand, von einer Heidelbeerernte in Finnland. Als Sukanya ihn über seinen TikTok-Account kontaktierte, lockte er sie mit der Nachricht, dass sie als Erntehelferin in nur wenigen Monaten mehr als 200 000 Baht verdienen würde, das sind umgerechnet 4825 Franken.

Die Aussicht auf das Zehnfache ihres damaligen Gehalts überzeugte Sukanya. Sie reiste daraufhin in die nahegelegene Stadt Khon Kaen im Nordosten Thailands. Dort nahm sie an einer Schulung für Erntehelfer*innen teil, die von einer thailändischen Firma in Kooperation mit einem finnischen Heidelbeerunternehmen veranstaltet wurde. Am Ende der Tagung drängte man sie dazu, einen dicken Stapel Dokumente zu unterschreiben. Diese in Ruhe durchzulesen, dafür blieb keine Zeit. Sukanya unterschrieb.

Geschwollene Hände, Suppe aus Fischköpfen

Im Juli 2022 reiste sie gemeinsam mit ihrem Ehemann nach Finnland, sie wollten ihr Glück mit der Heidelbeerernte versuchen. Doch es lief nicht so, wie Sukanya es sich erhofft hatte. «Es war eine Qual», erinnert sie sich. Einen festen Arbeitsplan gab es nicht. Wie ihre Kolleg*innen versuchte auch Sukanya, jeden Tag so viele Heidelbeeren wie möglich zu pflücken. Sie begann morgens um sechs Uhr, manchmal schon nachts um drei, und hörte abends erst gegen zehn oder gar zwölf Uhr auf – bis es zu dunkel war, um die Beeren zu sehen. Sukanyas Hände und Füsse waren von der Arbeit geschwollen. «Es war die schwerste Arbeit, die ich je verrichtet habe. Wer das übersteht, überlebt alles», sagt sie.

Zu essen erhielten die Erntehelfer*innen meist eine Suppe aus Fischköpfen, die in einem weissen Plastikeimer aufbewahrt wurde, der tagsüber im Wald erkaltete und gelierte. Davon bekam Sukanya Durchfall. Untergebracht waren die Erntehelfer*innen in grossen Lagern mit unzureichenden Sanitäranlagen. Es gab nicht genügend Toiletten und Waschmaschinen, oft ging ihnen das warme Wasser aus. In vielen Nächten schlief Sukanya nur vier bis fünf Stunden.

Sukanya verkaufte ihre geernteten Beeren zu einem vom Unternehmen festgelegten Kilopreis. Im Gegenzug stellte ihr die Firma verschiedene Dienstleistungen in Rechnung wie Flüge, Verpflegung, Unterkunft, Arbeitsgeräte sowie Autos und Benzin für die Suche nach weiteren Heidelbeer-Standorten. Oft ver-

rechnete die Firma den Erntehelfer*innen mehr als die tatsächlichen Kosten. Weil sie sich betrogen fühlten, wollten einige der Erntehelfer*innen ein paar Wochen vor Ende ihres Vertrages das Lager verlassen, so auch Sukanya. Wegen der hohen Zusatzausgaben befürchteten sie, dass der Lohn ihre Kosten nicht decken würde. Über Verbindungen innerhalb der finnisch-thailändischen Community bekam die Gruppe Kontakt zu Victim Support Finland, einer vom finnischen Justizministerium finanzierten Organisation, die Opfer von Straftaten unterstützt.

Erste Ermittlungen gegen die Beerenindustrie

Und so flohen an einem Sonntagmorgen achtzehn Erntehelfer*innen aus dem Lager. Für eine Woche kamen sie in einer Zwischenunterkunft unter, bis man ihnen schliesslich die Rückreise nach Thailand ermöglichte. Nach ihrer Rückkehr musste Sukanya ihr Haus verkaufen, da das verbleibende Einkommen nicht ausreichte, um die Schulden zu begleichen, die sie für die Reise nach Finnland anhäufen musste. «Ich war sehr enttäuscht», erinnert sie sich.

Sukanya ist eine von zehntausenden Erntehelfer*innen, die in den letzten zwanzig Jahren für die Heidelbeerernte aus Thailand nach Finnland eingeflogen wurden. Die Ersten stellte 2005 der finnische Lebensmittelhersteller Riitan Herkku an. Die Idee dazu stammte aus dem benachbarten Schweden, wo in der Beeren-ernte bereits thailändische Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Früher hatten finnische Rentner*innen sowie Migrant*innen aus der ehemaligen Sowjetunion die Beeren gepflückt. Gemäss der finnischen Lebensmittelbehörde stieg die Menge der gepflückten Beeren deutlich an, nachdem die Unternehmen damit begonnen hatten, Erntehelfer*innen aus Thailand einzufliegen. Wurden bis ins Jahr 2003 in einem guten Jahr rund 8 Millionen Kilogramm Beeren geerntet, waren es 2012 fast 16 Millionen Kilogramm, davon wurden 68 Prozent von Ausländer*innen gepflückt. Im Jahr 2022 betrug der Anteil ausländischer Erntehelfer*innen 92 Prozent, wobei die allermeisten aus Thailand stammten. Die Branche floriert.

Minna Seikkula, eine finnische Soziologin mit Schwerpunkt Migration, kritisiert das hohe Risiko, das Erntehelfer*innen von den Unternehmen aufgebürdet werde. Als Voraussetzung für einen Arbeitsplatz in der finnischen Heidelbeerindustrie müssten sie einen Kredit aufnehmen, um die Kosten für Reise, Vermittlungsgebühren und andere migrationsbezogene Ausgaben zu decken, so Seikkula. In Finnland gab es für diese Art saisonaler Arbeit lange Zeit keinen Mindestlohn; thailändische Erntehel-

fer*innen fielen nicht unter das finnische Arbeitsrecht. In den Augen der Behörden galten sie als selbständig, obwohl die Unternehmen sie streng kontrollierten, ihnen manchmal sogar die Pässe abnahmen. Wie Sukanya blieben in vielen Fällen die Arbeiter*innen nach einer Saison harter Arbeit verschuldet zurück.

Im Winter 2023 begann das System zu bröckeln. Die finnischen Behörden leiteten Ermittlungen gegen drei der grössten Beerenunternehmen des Landes ein, und zwar wegen des Verdachts auf Menschenhandel. Eines dieser Unternehmen war Kiantama, jene Firma, bei der auch Sukanya gearbeitet hatte. Im September 2025 wurde deren Geschäftsführer in 62 Fällen des schweren Menschenhandels für schuldig befunden und zu dreieinhalb Jahren Haft verurteilt. Auch der Geschäftsführer der beauftragten thailändischen Personalvermittlungsagentur bekam eine dreijährige Haftstrafe. Im Falle von zwei weiteren Beerenunternehmen stehen die Urteile noch aus: Polarica wird in 78 Fällen des schweren Menschenhandels beschuldigt, Arctic Group in 140 Fällen. Polarica steht zudem in Verbindung mit derselben Personalvermittlungsagentur, deren Geschäftsführer bereits im Kiantama-Prozess verurteilt wurde.

Natalia Ollus, Direktorin des Europäischen Instituts für Kriminalprävention und -bekämpfung (HEUNI), sieht mehrere Gründe, warum in Finnland zwei Jahrzehnte lang Erntehelfer*innen auf diese Weise ausgebeutet werden konnten. Ein Grund ist die kulturelle Bedeutung der wildwachsenden Heidelbeeren, die der Beerenindustrie eine Art Sonderstellung beschert. Dadurch konnten deren Machenschaften auch nach Bekanntwerden der Probleme fortgesetzt werden. Ollus ist überzeugt, dass es in Finnland nur ein beschränktes Verständnis für den engen Zusammenhang zwischen Menschenhandel und Arbeitsausbeutung beim Beerenpflücken gibt. Obwohl finnische NGOs sowie der Ombudsmann für Nichtdiskriminierung schon früh auf Miss-

stände in der Heidelbeerindustrie hingewiesen hatten, blieben die Behörden untätig. «Man hat zwar darüber geredet», erklärt Ollus, «unternommen wurde aber nichts.»

Erst im März 2024 setzte das finnische Aussenministerium die Bearbeitung von Schengen-Touristenvisa für Erntehelfer*innen für die Heidelbeer-Ernte aus. Seit Juni desselben Jahres wird von Erntehelfer*innen, die nach Finnland einreisen, eine Arbeitsbewilligung verlangt. Auch in Thailand äusserten sich unterdessen einige Politiker*innen besorgt darüber, dass ihre Bürger*innen in Finnland ausgebeutet würden. All dies hatte erhebliche Auswirkungen auf die finnische Beerenindustrie. Die Menge der für die Industrie gepflückten Heidelbeeren sank 2024 auf fast die Hälfte, während sich gleichzeitig der Preis für ein Kilo fast verdoppelte.

Wegschauen statt handeln

Kaari Mattila, Expertin für Menschenrechte an der Universität von Ostfinnland sowie ehemalige Generalsekretärin der finnischen Menschenrechtsorganisation Ihmisoikeusliitto, kritisiert, dass es so lange gedauert hat, bis gegen die Missstände vorgegangen wurde. «Es ist schwer zu verstehen, wie Regierungsbeamte dies so lange zulassen konnten, obwohl sie selber über genügend Beweise für Arbeitsausbeutung verfügten.» Mattila verweist auf einen Bericht aus dem Jahr 2014, den die finnische Regierung in Auftrag gegeben hatte und in dem bereits Bedenken hinsichtlich der Arbeitsrechte im Beeren Sektor geäussert wurden. Die darin formulierten Empfehlungen wurden jedoch nicht befolgt. Beamte*innen und Politiker*innen zogen es vor, gemeinsam mit der Industrie freiwillige Richtlinien zu entwickeln. Diese waren juristisch jedoch nicht durchsetzbar und die darin festgelegten Richtlinien wurden oft ignoriert oder umgangen. «Das System bot Raum für Ausbeutung», sagt Mattila. Lauri Ihalainen, der damalige finnische Arbeitsminister, will sich auf Anfrage dazu nicht äussern; er habe ein schlechtes Gedächtnis und möchte nicht über «so alte Dinge» nachdenken.

Im Nachhinein sieht es so aus, als wäre die Lage der thailändischen Erntehelfer*innen über Jahrzehnte hinweg nicht ernst genommen worden. Die finnische Europaabgeordnete Li Andersson macht hierfür den starken Einfluss der Unternehmen verantwortlich. «Im Vergleich zu den thailändischen Betroffenen war die Beerenindustrie sehr laut. Schliesslich haben diese Menschen, die kein Englisch sprechen, hierzulande keine Organisation, die sie unterstützt, und niemanden, der ihre Stimme in die Öffentlichkeit tragen könnte.» Sie selbst engagierte sich erstmals im Sommer 2013 politisch für ein Umdenken, als eine Gruppe von 50 thailändischen Erntehelfer*innen gegen das Unternehmen Ber-Ex streikte. Die Aktion fand in den nationalen Medien grosse Beachtung und Andersson, damals Vorsitzende des Jugendflügels der Finnischen Linksallianz, sprach sich öffentlich für die Rechte der Erntehelfer*innen aus.

Die eigentliche Heldin aber heisst Junya Yimprasert, eine 59-jährige thailändische Aktivistin, die seit fünfzehn Jahren in Finnland lebt. Sie war es, die in den letzten zehn Jahren mit den Erntehelfer*innen sprach, Erfahrungsberichte sammelte und Daten zusammentrug, um deren Situation zu verbessern. Sie bezeichnet den Umgang mit der Situation der Erntehelfer*innen in der finnischen Öffentlichkeit als «Konsens der Verleugnung»: Niemand habe sich verantwortlich gefühlt und deshalb habe auch keiner eingegriffen, so Yimprasert. Die noch laufenden Gerichts-

**«Man hat zwar über die
Missstände in
der Heidelbeerindustrie
geredet, unternommen
wurde aber nichts.»**

NATALIA OLLUS



verfahren könnten zu Entschädigungszahlungen für einige hundert thailändische Erntehelfer*innen führen. Die meisten der ausgebeuteten Erntehelfer*innen jedoch – es handelt sich um tausende – werden wahrscheinlich keine Gerechtigkeit mehr erfahren. Im Falle der Unternehmen Kiantama und Polarica schätzte das finnische Kriminalamt die Zahl der möglichen Opfer allein für das Jahr 2023 auf über 2000 Personen; doch nur 140 Fälle wurden vor Gericht verhandelt.

Und kein Ende in Sicht

Zu den Erntehelfer*innen, die möglicherweise nie eine Entschädigung erhalten werden, gehören auch die 50 streikenden Erntehelfer*innen von Ber-Ex. Sie reichten damals, im Jahre 2013, eine Anzeige bei einer örtlichen Polizeidienststelle in Finnland ein. Ihre Aussagen wurden jedoch nie aufgenommen und die Ermittlungen bereits nach zwei Tagen eingestellt.

Praisanti Jum-Angwa, ein 55-jähriger Bauer, war damals dabei. Im Videocall erzählt er, dass Finnland die Arbeitsbedingungen der Erntehelfer*innen seitdem zwar verbessert habe, die Fehler der Vergangenheit jedoch nicht wiedergutmacht wurden. Er und andere ehemalige Erntehelfer*innen hätten nach ihrer Rückkehr nach Thailand vom finnischen Staat eine Entschädigung für ihren Einkommensverlust gefordert. «Dies wurde nie in Betracht gezogen», sagt Jum-Angwa. Er habe drei Jahre gebraucht, um seine Schulden abzubezahlen. Viele seiner Kolleg*innen hätten weniger Glück gehabt und ihr Land verkaufen müssen.

Finnische NGOs weisen derweil darauf hin, dass die Ausbeutung nach wie vor andauere. Zwar seien Erntehelfer*innen inzwischen formell angestellt und durch das finnische Arbeitsrecht

geschützt. Doch gäbe es in der Lieferkette für Heidelbeeren weiterhin Strukturen, die den Menschenhandel begünstigen – so seien die Arbeiter*innen nach wie vor gezwungen, Schulden zu machen, um in der finnischen Heidelbeerindustrie arbeiten zu können. Und obwohl sie das Risiko von Zwangsarbeit anerkennen, würden finnische Lebensmitteldetailhändler*innen nach wie vor auf diese Weise geerntete Beerenprodukte in ihr Sortiment aufnehmen.

Im Sommer 2024 formulierte die Organisation Fairtrade Finland deshalb einen Standard für zertifizierte Heidelbeeren, der laut Expert*innen die meisten Probleme in der Branche lösen würde. Dennoch gibt es in Finnland bisher kein einziges Produkt mit diesem Zertifikat, da die Unternehmen einige der Bedingungen des Labels nicht akzeptieren – so beispielsweise die Übernahme der Flugkosten für die thailändischen Arbeiter*innen.

Zurück in Thailand arbeitet Sukanya derweil als Nanny und verdient monatlich rund 30 000 bis 40 000 Baht, das sind umgerechnet 720 bis 960 Franken. Mit dem Geld, das nach dem Verkauf ihres Hauses und der Tilgung der Schulden noch übrigblieb, baute sie zusammen mit ihrem Ehemann ein neues Zuhause. Es ist kleiner als das alte und liegt weiter vom Zentrum ihrer Provinz entfernt. Vom Gericht wurde Sukanya eine Entschädigung für den noch ausstehenden Lohn ihrer Erntearbeit in Finnland zugesprochen sowie ein Schmerzensgeld von 7300 Franken. Bis sie das Geld bekommt, kann es aber noch Jahre dauern. Das verklagte Unternehmen Kiantama hat Berufung eingelegt.

Aus dem Englischen übersetzt von **SARA WINTER SAYILIR** und **KLAUS PETRUS**



Unsichtbare Arbeit

Auch in der Schweiz arbeiten zehntausende Erntehelfer*innen aus dem Ausland.
Ihre Arbeitsbedingungen unterscheiden sich von Kanton zu Kanton.

TEXT KLAUS PETRUS

Sie kommen aus Spanien und Portugal, aus Polen, Tschechien, Rumänien und Bulgarien und bleiben meist für ein paar Monate in der Schweiz – wo sie auf den Feldern unserer Landwirt Kartoffeln, Rüben und Spargeln ernten, Salate sortieren und Äpfel, Birnen, Beeren und Trauben pflücken.

Wie viele es sind, weiss niemand so genau. Statistiken über Erntehelfer*innen in der Schweiz gibt es nicht. Laut Bund arbeiten rund 19 000 Menschen aus dem Ausland in der Schweizer Landwirtschaft, die 150 000 Beschäftigte zählt. Allerdings wird diese Zahl jeweils im Januar erhoben und damit zu einem Zeitpunkt, da kaum saisonale Angestellte in der Schweiz sind. Dagegen waren 2024 beim Staatssekretariat für Migration (SEM) rund 28 000 Personen gemeldet, die für weniger als ein Jahr in der Landwirtschaft tätig waren. Der Schweizer Bauernverband (SBV) hält selbst diese Zahl für zu tief: Von den etwa 50 000 familienfremden Angestellten würden bis zu 70 Prozent aus der EU stammen, das sind 35 000 Personen.

Unklar ist auch, unter welchen rechtlichen Bedingungen Erntehelfer*innen in der Schweiz arbeiten. Die Landwirtschaft ist eine der wenigen Branchen, die vom Arbeitsgesetz ausgenommen sind. Was nicht nur bedeutet, dass sie in der Lohnstatistik des Bundes nicht auftaucht, sondern auch, dass bisher kein Gesamtarbeitsvertrag (GAV) existiert. Dafür gibt es Normalarbeitsverträge (NAV), die kantonal geregelt werden – und entsprechend unterschiedlich ausgestaltet sind.

Beispiel Arbeitszeiten: In vielen Kantonen hat sich die 55-Stunden-Woche etabliert; im Kanton Genf allerdings liegt das Arbeitspensum wesentlich tiefer bei maximal 45 Stunden pro Woche, wohingegen

es im Kanton Glarus bei 66 Stunden liegt. Auch puncto Lohn gibt es keine festen Vorschriften. Die Landwirte halten sich in der Regel an die Vorgaben des SBV: Für Hilfskräfte – und dazu zählen auch Erntehelfer*innen – beträgt der empfohlene monatliche Mindestlohn derzeit 3385 Franken brutto, wobei den Angestellten für Kost und Logis monatlich 990 Franken abgezogen werden; auch das ist eine Empfehlung des Bauernverbandes.

Vorbehalte gegen mehr Lohn

55 Stunden die Woche für monatlich rund 2400 Franken, das ergibt einen Stundenlohn von unter 20 Franken. Der Bauernverband weiss nur zu gut, dass viele Schweizer*innen dafür nicht arbeiten würden. Diese Erfahrung haben die Landwirte zu Beginn der Corona-Pandemie gemacht, als Erntehelfer*innen nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen in die Schweiz einreisen durften. Entsprechend versuchte man einheimische Arbeitskräfte anzuwerben – ohne Erfolg. Daraufhin wurden die Einreisebedingungen für saisonale Angestellte aus dem Ausland gelockert.

Die Arbeitsbedingungen von Erntehelfer*innen sind auch politisch ein Thema. 2021 übergab das Netzwerk «Widerstand am Tellerrand» in Bern und Zürich eine Petition an die jeweiligen Kantonsregierungen. Die zentrale Forderung: Reduzierung der Arbeitszeit auf 45 Stunden pro Woche sowie Einführung eines Mindestlohns von monatlich 4000 Franken. Vor zwei Jahren gelang es der Organisation Arbeitsgemeinschaft Berufsverbände landwirtschaftlicher Angestellter (Abla), bei den kantonalen Sektionen des SBV eine Lohn-erhöhung für Erntehelfer*innen von einem Prozent durchzusetzen.

Aber nicht alle sehen solchen Forderungen nach mehr Lohn optimistisch entgegen. In einer früheren Ausgabe haben wir über Kamil W. berichtet, einen Erntehelfer aus Polen, der im Berner Seeland arbeitet (Surprise 538/22). Natürlich würde er gerne weniger arbeiten und dabei mehr verdienen, sagte er im Gespräch. Doch er hatte auch Vorbehalte. «Bisher ist diese Arbeit für Schweizer*innen unattraktiv. Was aber, wenn sie dabei besser verdienen würden?»

Hinter der Frage von Kamil W. steht die Befürchtung, dass ausländische Erntehelfer*innen gegenüber Arbeiter*innen aus der Schweiz den Kürzeren ziehen und ihre Jobs verlieren könnten, falls die Löhne erhöht würden. «Dann lieber das als nichts», brachte Kamil W. damals seine Bedenken auf den Punkt.

Doch Geld ist nur der eine Punkt. Ein anderer sind die sozialen Kosten, die mit einer solchen Arbeit einhergehen. Viele Erntehelfer*innen sind über Monate von ihren Familien getrennt. Derweil fassen sie auch hier in der Schweiz kaum Fuss. Neben dem Job haben sie häufig weder Zeit noch Energie, um sich in den Dörfern, wo sie leben und arbeiten, zu integrieren. Und so klagen nicht wenige über soziale Isolation.

Tatsächlich bleiben Erntehelfer*innen weitgehend unsichtbar: Die Behausungen, in denen sie leben, sind oft hinter den Bauernhöfen verborgen, von der Strasse aus sieht man sie jedenfalls nicht.

Und auch auf den Plakaten der Grossverteiler, die für Lebensmittel aus der Region werben, kommen sie nicht vor, die Menschen aus Ost- oder Südeuropa. Darauf sind nur Schweizer Landwirte zu sehen, die Tomaten pflücken, und Bäuerinnen, die Salate schneiden, sie schauen zufrieden und die Sonne lacht.

Fest im Griff

Zusammenhalt Mario Stöckli ist pathologisch misstrauisch. Was seinen Alltag seit Jahren bis ins Letzte bestimmt. Hier erzählt er, wieso er trotzdem ein gutes Leben führt.

TEXT UND FOTOS **KLAUS PETRUS**

Was ihn dazu gebracht hat, allem und jedem zu misstrauen, weiss Mario Stöckli, der eigentlich anders heisst, nicht mehr. An ein bestimmtes Ereignis, einen Auslöser für das, was später zu einer Paranoia werden sollte, kann er sich jedenfalls nicht erinnern. Eher kam es schleichend, dieses Misstrauen, das sein Leben so fest im Griff hat.

Dabei hatten ihm seine Eltern, der Vater ein Versicherungskaufmann, die Mutter arbeitete in der Pflege, viel Frohmut, Zuversicht, gar Beschwingtheit mit auf den Weg gegeben. Von einer idyllischen Kindheit spricht der heute 51-Jährige und erinnert sich: «Ich wuchs mit den Eltern und meinem Bruder in Liestal auf, streifte durch die Wälder, spielte Fussball, Handball, ich war Trommler in einer Fasnachtsglygge, voll der Teamplayer, und auch in der Schule lief es ordentlich.»

Erst Jahre später wird sich Stöckli fragen, ob solch ein behütetes Aufwachsen – man ist lieb zueinander, sorgt füreinander, hält zusammen – wirklich eine so gute Vorbereitung war auf dieses Leben, in dem jeder dem andern ein Wolf ist.

Das Gymnasium brach Stöckli ab, er kam mit dem Klassenverbund und der Konkurrenz zunehmend nicht mehr klar. Stattdessen machte er die Handelsschule, suchte sich daraufhin einen Job und holte, da durchaus ehrgeizig, mit zwanzig berufsbegleitend die Matura nach, drei Jahre lang. Zu jener Zeit wurde ihm immer mehr vieles zu viel: die Studis und das Lehrpersonal, die Ansprüche und Erwartungen, der Neid und der Wettstreit. Dann tat Stöckli das, was er bis heute tut in solchen Momenten: zog sich zurück aus dieser so unverschämt aufdringlichen Welt.

Stöckli war Mitte zwanzig, als er eine Stelle bei einer Bank bekam. Worüber er sich freute. Doch sollten die nächsten Jahre für ihn erst zur Prüfung werden, dann zur Hölle. Er sagt es so: «In dieser Branche schaut jeder für sich, alle wollen hoch hinaus. Jeder gegen jeden, so kam mir das vor. Also versuchst du den anderen auszubooten, nimmst deine Arbeitskollegen, einen nach dem anderen, haargenau unter die Lupe, registrierst jeden Satz, jede Regung von ihnen, fragst dich die ganze Zeit, was sie wohl im Schilde führen. Und weisst irgendwann nicht mehr,

wem du noch was sagen darfst. Dann sagst du zu niemandem mehr was und traust keinem mehr über den Weg.» Natürlich merkten die anderen das auch und dachten sich: So ein seltsamer Kauz! Was sie misstrauisch machte. Und Stöckli, der ohnehin alles bemerkt, nur noch misstrauischer. «Ein Teufelskreis», sagt der Mann mit den schmalen Lippen und dem festen Kinn lapidar.

Schon bald weitete sich sein Misstrauen wie ein Spinnennetz aus: auf Freunde und Bekannte, auf die Verkäuferin im Lädeli, auf den Coiffeur, die Gesangslehrerin, den Briefträger, auf irgendeinen im Sportclub oder irgendeine schräg gegenüber im Zug, die ihn womöglich einfach so anspricht, und er sich als Erstes denkt: Will die mich aushorchen?

Irgendwann wurde alles körperlich, nervlich, es rebellierten Magen und Darm. Woraufhin Stöckli zum Arzt ging. Nur, was sagen? Dass sich da draussen alle gegen ihn verbündet haben? Das glaubt mir doch sowieso keiner, dachte er bei sich. Und Stöckli musste lernen: Misstrauisch sein macht einsam.

Zu eng, zu laut, zu wild

Nach zwei Jahren bei der Bank war Schluss. «Wenn du morgens mit einer Tonne Misstrauen in den Laden kommst, an Meetings musst, Kund*innen beraten, lukrative Mandate ergattern, um Boni kämpfen, bist du nicht in der Lage zu arbeiten. Dann kannst du genauso gut aufhören und nach Hause gehen. Und ich musste aufhören. Da war ich 27.» Das klingt, im Rückblick, beinahe lässig. Tatsächlich folgten daraufhin lange Monate in Kliniken, hunderte Therapiestunden, unzählige Abklärungen und am Ende die Diagnose: paranoide Schizophrenie, arbeitsunfähig, 100 % IV-Rente.

Im medizinischen Klassifikationssystem (ICD-10) wird paranoide Schizophrenie, an der in der Schweiz schätzungsweise zwischen 40 000 und 90 000 Menschen leiden, unter dem Index F20.0 geführt. Demnach ist paranoide Schizophrenie häufig mit starkem Misstrauen verknüpft, das sich als tiefes, unbegründetes Gefühl der Bedrohung, Verfolgung oder Beeinflussung äussert, wel-



**«Misstrauen
ist nicht immer
verkehrt,
Misstrauen hat
auch sein Gutes.»**

ches für die Betroffenen die absolute Realität ist; dazu kommen oft Halluzinationen wie das Hören von Stimmen.

Stöckli zuckt mit den Schultern, also Stimmen höre er keine, sagt er, und auch: «Inzwischen lebe ich ganz gut mit alldem.»

Doch bis dahin war es ein harter Weg. Arbeiten kam nicht mehr infrage; auch an sogenannten geschützten Arbeitsplätzen ist Teamwork angesagt, und Team heisst für Stöckli: Anforderungen, Erwartungen und Stress, ergo Misstrauen. Seine Ehe hielt gerade einmal fünf Jahre, dann hatte der Argwohn alle Liebe und Vertrautheit weggefressen. Von alten Freunden hielt er sich zunehmend fern und neue machte er keine mehr. Medikamente, darunter Neuroleptika und Schlafmittel, gehören seit zwanzig Jahren zu seinem Alltag, inklusive Nebenwirkungen. Dazu eine Aggression, die sich anstaut, wenn alles zu viel wird, zu eng, zu wild, zu laut – Überforderung pur –, und die, psychologisch betrachtet, ein naheliegendes Mittel ist, um sich zu wehren, wenn man sich überall und jederzeit von Feinden umgeben fühlt. Sowieso diese Obsession, alle ringsherum einzuschätzen: was sie sagen und wie sie es sagen oder warum sie nichts sagen und stattdessen so eigenartig schauen, sich räuspern, mit den Augen rollen, tuscheln, grinsen, auffallend sympathisch sind – und das alles nur, um herauszufinden, ob sie einem eventuell Böses wollen.

Dass so manches davon seiner Fantasie entspringt – Menschen mit paranoider Schizophrenie haben laut Medizin eine nachweislich ausgereifte Vorstellungskraft – und seine Urteile über andere deswegen vielleicht voreilig oder ungerechtfertigt sind, weiss Stöckli am allerbesten. Nur, was genau stimmt nicht mit der Realität überein? Und wie viel davon sehr wohl? Diese quälende Ungewissheit lässt die Fantasie zur Wirklichkeit werden: Alle gegen Mario.

Ausnahme war und ist die Familie, seine Eltern und der Bruder, angeblich ein mit Zuversicht gesegnetes Gemüt. Sie wurden über die Jahre zu einer Insel des Vertrauens, Rettung für den von Skepsis besetzten Stöckli. «Irgendjemandem musst du noch vertrauen können. Damit

dein System zur Ruhe kommt, wenigstens für ein paar Momente. Denn niemand kann immer nur misstrauen. Wie keiner immer nur vertrauen kann. Ausser die vielleicht, die blind vertrauen. Was ja auch schräg ist und nicht nur gesund, oder?»

Recht hat Stöckli. Wir wissen es aus dem richtigen Leben, und auch die Wissenschaft ist zur Erkenntnis gelangt, dass unbedingtes Vertrauen unvernünftig ist und sogar grosse Gefahren bergen kann. Denn Vertrauen heisst ja nichts anderes als: Wir erwarten etwas Positives, obschon wir nicht wissen, ob es auch eintrifft. Was wir hingegen können: nach Gründen fragen, ob unser Vertrauen gerechtfertigt ist. Blindes Vertrauen dagegen schert sich um Gründe, blindes Vertrauen sagt: Kommt bestimmt gut!

Angenommen, ich möchte darauf vertrauen, dass Sie zum vereinbarten Zeitpunkt am vereinbarten Ort sind. Dann kann ich mich vorweg vergewissern, ob Sie grundsätzlich zuverlässig sind, genügend Zeit haben, ortskundig sind, etc. Habe ich aufgrund dieser Erwägungen Gründe, an Ihnen zu zweifeln, werde ich mich nicht auf Sie verlassen. Vertraue ich dagegen blind, ist mir das einerlei – und muss mir für den Fall, dass Sie nicht auftauchen, halt vorwerfen lassen, ich sei blauäugig gewesen. Das Beispiel ist natürlich völlig belanglos. Was aber, wenn ich Ihnen mein gesamtes Vermögen anvertraue oder gar mein Leben? Dann kann mich mein blindes Vertrauen teuer zu stehen kommen.

Das Beispiel zeigt nicht nur, dass blindes Vertrauen unklug und gefährlich sein kann. Sondern auch, dass Misstrauen nicht zwingend das Gegenteil von Vertrauen ist. Misstrauen kann nämlich auch bedeuten: Solange keine Gründe vorliegen, um zu vertrauen, habe ich einen richtig guten Grund, skeptisch zu sein. Begründetes Misstrauen wird so gesehen zum Prüfstein für Vertrauen. Nur wenn ich ein gerüttelt Mass an Misstrauen aus dem Weg geräumt habe, kann ich beruhigt vertrauen.

Ohne Misstrauen also kein Vertrauen. Das klingt fast wie eine Ode an das Misstrauen. Und vielleicht würde Stöckli einstimmen, sagt er doch Sätze wie: «Misstrauen ist nicht immer verkehrt, Misstrauen hat auch sein Gutes.»

Und tatsächlich, Misstrauen kann ein gewaltiges progressives Potenzial entfalten. Nehmen wir das Misstrauen gegenüber politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Institutionen wie Regierung, Justiz, Polizei, politische Parteien oder Konzernwirtschaft. Eine solche kritische Haltung war schon immer eine Triebfeder für Soziale Bewegungen, um Machtverhältnisse zu hinterfragen und zu bekämpfen.

Zufrieden mit dem Leben

Natürlich gibt es auch die Kehrseite des Misstrauens, zumal wenn es grundlegend ist und sich aus Prinzip gegen das System oder die Eliten richtet. Dann kommt es vor, dass sich die Misstrauischen untereinander vernetzen, dass sie über alternative Medien und Kanäle «Misstrauensgemeinschaften» bilden, wie der Soziologe Aladin El-Mafalaani das nennt, sich abkapseln und offen werden für Populismus und Verschwörungsideologien.

All das ist Stöckli fremd. Misstrauen gegen so etwas Abgehobenes wie ein System, damit kann er nichts anfangen. Sein Misstrauen ist konkret, es nährt sich aus Begegnungen mit einzelnen Menschen, denen er gegenübersteht – oder die er in seinem Rücken wähnt. Aus Situationen, in denen er mit, aus seiner Sicht, überzogenen Erwartungen konfrontiert ist, mit schiefen Blicken und aufgesetztem Lächeln. Aus Augenblicken der Nähe mit Leuten, die er sich lieber vom Leibe hält. Oder aus Erfahrungen, in denen sein – zugegeben spärliches – Vertrauen enttäuscht, gar missbraucht wurde.

Nein, Stöcklis Misstrauen ist nicht abstrakt, es hat Hand und Fuss und Haut und Haar.

Doch damit kann er ganz gut, wie er immer wieder sagt. Weil er sich das Leben nicht kontra Misstrauen eingerichtet hat, sondern mit ihm. Das verlangt Struktur, Kontrolle und ein ausgeprägtes Gespür dafür, was ihm wohltut. Beispiel Beziehungen: Mit manchen Freunden verabredet sich Stöckli auf einen Spaziergang, mit anderen geht er auswärts was trinken, wieder andere trifft er zum Schwimmen, er nimmt Gesangsunterricht – Singen ist sowieso Balsam für Stöcklis Seele –, auch im Surprise-

Chor macht er mit. Doch das alles nur, wie er sagt, in kleinen Dosen und zu fixen, abgemachten Zeiten. Sonst wird es ihm womöglich zu viel, zu viel an Reizen, zu viel an Nähe, zu viel an Erwartungen – alles ein Nährboden für Misstrauen. Weswegen Stöckli nur ausnahmsweise bei ihm zuhause abmacht. «Man schaut sich zusammen ein Match an, danach wollen die Leute noch bleiben, mir aber wird eng, und rausschmeissen will ich sie nicht. Das stresst mich. Ich muss mich zurückziehen können, das ist überlebenswichtig für mich.» Auch darum ist er keine Beziehung mehr eingegangen. Zusammenwohnen, das würde ihn aufgrund der Nähe überfordern, sich bloss zweimal die Woche für ein paar Stunden treffen, darin sieht er keinen Sinn.

«Mir ist wohl so, ich bin zufrieden mit meinem Leben», sagt Stöckli, und man glaubt ihm aufs Wort.

Stigmatisiert fühlt er sich nicht. «Man sieht mir ja nichts an, und solange ich die Kontrolle über mein soziales Umfeld habe und die Möglichkeit, mich zurückzuziehen, merkt sowieso keiner was», sagt Stöckli. Seine Krankheit hänge er nicht an die grosse Glocke, frage aber einer nach, habe er kein Problem damit.

Schlimm sei einzig das Gedankenkarussell, in das er, zum Glück, nur noch selten gerät und aus dem herauszufinden so verdammt anstrengend ist. «Ganz unten angekommen, ist alles Vertrauen dahin. Dann solltest du eigentlich zum Arzt, doch du bist felsenfest davon überzeugt, dass er dich reinlegen wird. Auch die Tabletten rührst du nicht mehr an, sie könnten dich ja vergiften. Dabei sind Medikamente in diesen Momenten das Einzige, was dich noch retten und aus diesem Sog herausziehen kann.»

Um gar nicht erst in diesen unsäglichen Misstrauensstrudel zu geraten, treibt Stöckli Sport, er steigt einmal die Woche in den Ring. «Hier begegnet man sich mit offenen Karten. Klar wird gekämpft und jeder will gewinnen. Doch der Gegner steht vor dir, da ist keiner, der hinter deinem Rücken was ausheckt. Es gibt kein Versteckspiel, die Regeln sind klar, alles ist transparent. So einfach ist es.»

Das Leben ist es nicht.





Das lange Warten

Asyl Am 12. Juni traten schwerwiegende Änderungen im europaweiten Asylregime in Kraft. Was das für Asylsuchende in der Schweiz bedeutet, zeigt sich an der abgelegenen Unterkunft Sonnenbühl im Kanton Zürich.

TEXT **ANNIKA LUTZKE** ILLUSTRATION **MARGRIT WEBER**

Entlang der kurvigen Strasse erstrecken sich endlos Felder und Wälder. Während die Dörfer schrumpfen, kommt einer der entlegensten Orte im Kanton Zürich näher. Auf einem Hügel in der ländlichen Idylle zwischen Zürich und Winterthur liegt das sogenannte Rückkehrzentrum Sonnenbühl. 1863 als «Rettungsanstalt für arme verwahrloste Kinder» gebaut, steht das vierstöckige Gebäude mitsamt ehemaligem Mitarbeiter*innenwohnhaus und separatem Schulhaus in einem Weiler mit zehn Häusern. Einst wurden in der Anstalt fürsorgerische Zwangsmassnahmen durchgesetzt und Kinder fremdplatziert, heute leben hier bis zu 150 Asylsuchende.

Es ist ein sonniger Montagmorgen Ende Juni, seit gut zwei Wochen sind die Gesetzesverschärfungen des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems (GEAS) in Kraft. Organisationen, die sich für die Rechte Geflüchteter einsetzen, sprechen dabei von einer faktischen Abschaffung des Asylrechts. Neben Haftzentren an den EU-Aussengrenzen und Abschiebungen in Drittstaaten haben die Verschärfungen auch konkrete Auswirkungen auf das Leben Asylsuchender in der Schweiz.

Im Rückkehrzentrum Sonnenbühl jedoch weiss kaum wer über diese Verschärfungen Bescheid – wie auch? Die Behörden informieren die Betroffenen nicht über die Neuerungen. Die Anpassungen infolge des GEAS machen das Asylregime zwar europaweit einheitlicher, jedoch keines-

wegs einfacher zu verstehen. Das Asylverfahren, zusammengesetzt aus seitenlangen Verfügungen, Fristen und Umplatzierungen, bleibt unverständlich, komplex und bürokratisch.

Der 22-jährige Haile Abebe hörte an diesem Montagmorgen erstmals von den Verschärfungen im Asylregime. Abebe, der wie alle Asylsuchenden in diesem Text anonymisiert auftritt, floh aus Äthiopien und suchte Schutz in der Schweiz. Er sitzt mit einem Freund auf dem Vorplatz des Rückkehrzentrums Sonnenbühl im Schatten einer kleinen Überdachung. Er hat ein Schulbuch dabei. Zweimal die Woche besucht er einen Deutschkurs in Winterthur und lerne zuhause fleissig weiter, sagt er.

Asylgründe nicht angehört

Obwohl Abebe bereits seit einem halben Jahr in der Schweiz lebt, haben die Schweizer Migrationsbehörden seine Asylgründe nicht angehört – denn auf sein Asylgesuch sind sie gar nicht erst eingetreten. Begründet wird dieses sogenannte Nichteintreten damit, dass Abebe über Italien in die Schweiz einreiste und dort bereits registriert wurde. Aufgrund des Dublin-Systems soll Italien für sein Asylgesuch zuständig sein, nicht die Schweiz. Seit 1997 regelt dieses System, dass der Staat, der Asylsuchende zuerst registriert, auch ihr Asylgesuch bearbeitet – in der fälschlichen Annahme, alle Schengen-Staaten gewähren denselben Schutz. Mit dem GEAS

wurde die Dublin-III-Verordnung durch die Asyl- und Migrationsmanagement-Verordnung ersetzt. Der Grundgedanke dahinter bleibt gleich: Mit der Verordnung soll eine klare Zuständigkeitsverteilung innerhalb des Schengenraums umgesetzt werden, die es den Asylsuchenden verbietet, in mehreren Staaten ein Asylgesuch zu stellen, ihnen aber gleichzeitig zusichert, dass ihr Asylgesuch in einem der Staaten tatsächlich geprüft wird.

In der Praxis bedeutet das für die Betroffenen eine massive Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit. Sie können ihr Asylgesuch nicht im gewünschten Staat stellen, selbst wenn ihre Freund*innen oder Verwandte dort leben. Tun sie es trotzdem, können sie inhaftiert und in das zuständige Land abgeschoben werden. Erstaufnahmestaaten müssten durch diese Regelung überproportional viele Asylsuchende aufnehmen – wenn sie sich denn an die Verordnung halten würden.

Griechenland und Italien sind momentan die einzigen Staaten, in die Asylsuchende nicht zurückgeschickt werden. Griechenland deswegen, weil sein Asylsystem systemische Mängel aufweist, die mit der Europäischen Menschenrechtskonvention unvereinbar sind. Darunter fällt die unbegründete Inhaftierung Asylsuchender, inakzeptable Unterbringungs- und Hygienestandards und fehlender Zugang zu einem fairen Asylverfahren. Italien, weil sich die Regierung der ultrarechten Minister-

präsidentin seit 2022 weigert, Asylsuchende zurückzunehmen. Im Falle von Griechenland verzichtet die Schweiz auf Überstellungen und tritt selbständig auf die Asylgesuche der Betroffenen ein, bei Italien müssen die Asylsuchenden eine sechsmonatige Überstellungsfrist abwarten. Erst nach Ablauf dieser Frist ist die Schweiz verpflichtet, auf ihr Asylgesuch einzutreten.

Während diesen sechs Monaten muss Haile Abebe im isolierten Rückkehrzentrum Sonnenbühl ausharren. Er schläft im obersten Stock in einem Raum mit 28 weiteren Personen. Zum Überleben müssen ihm 10.50 Franken Nothilfe pro Tag reichen. In wenigen Wochen wird Abebe das Sonnenbühl verlassen können und in ein Bundesasylzentrum wechseln. Dort geht das Warten für ihn weiter, doch immerhin kann er endlich sein Asylverfahren beginnen.

Ein Stück von Abebe und seinem Freund entfernt sitzt der 27-jährige David Malual aus dem Südsudan. Er sitzt in der prallen Sonne und telefoniert mit Freunden und Verwandten. Malual stellte sein Asylgesuch im Februar und muss bis zum 24. August im Sonnenbühl warten – sein Zimmer teilt er sich mit drei weiteren Personen. Auch für Maluals Asylgesuch wäre Italien zuständig. Noch nimmt Italien keine Asylsuchenden zurück, doch mit der GEAS-Reform sollen die Überstellungen wieder möglich werden. Auf Anfrage schreibt das Staatssekretariat für Migration (SEM), dass man eine vertragliche Regelung mit Italien anstrebe. Sowohl Deutschland als auch die Niederlande haben entsprechende Vereinbarungen mit Italien öffentlich bekanntgemacht. Auch wenn bisher noch keine Überstellungen durchgeführt wurden, besteht für Personen, die nach dem 12. Juni ihr Asylgesuch eingereicht haben, ein konkretes Risiko, wieder nach Italien abgeschoben zu werden.

Mehr Nothilfebeziehende

Im Jahr 2025 wurden laut SEM insgesamt 10 000 Asylgesuche gestellt, für die ein anderer Schengen-Staat zuständig wäre. Bei rund einem Drittel der Gesuche wäre, wie im Fall von Abebe und Malual, Italien zuständig. Mit dem Aussetzen der Rückführungen nach Italien im Jahr 2022 schnellten auch die Zahlen der Nothilfebeziehenden in der Schweiz in die Höhe: 2021 waren es noch 670 Nothilfebezie-

hende mit Dublin-Entscheid, nur drei Jahre später dann 2780. In den sogenannten Rückkehrzentren, die für abgewiesene Asylsuchende konzipiert wurden, leben heute immer mehr Asylsuchende, deren Asylgesuch noch nie geprüft worden ist.

Im jährlichen Monitoring Sozialhilfestopp sammelt der Bund Zahlen zur Nothilfe. Denn seit April 2004 erhalten Asylsuchende, auf deren Asylgesuch nicht eingetreten wurde, keine Sozialhilfe mehr. Seit Anfang 2008 sind davon auch alle Asylsuchenden mit einem rechtskräftigen negativen Asylentscheid betroffen. Ihnen wird nur noch eine von der Verfassung garantierte minimale Nothilfe gewährt. Der Lebensstandard wird in der Nothilfe möglichst niedrig gehalten, damit für die Betroffenen kein Anreiz zum weiteren Verbleib in der Schweiz besteht und sie zur «selbstständigen Ausreise» bewegt werden. Asylsuchenden mit Dublin-Entscheid ist es jedoch untersagt, selbständig in das zuständige Land auszureisen. Sie müssen abwarten, bis die Schweizer Behörden sie «überstellen», wie es im Jargon heisst.

Sechs Monate verbringt Haile Abebe in einem abgelegenen Rückkehr- zentrum. Dort schläft er mit weiteren 28 Personen in einem Raum.

Was die Schweiz bereits seit 2004 durchsetzt, soll mit der GEAS-Reform nun auch europaweit realisiert werden. In der neuen Asyl- und Migrationsmanagement-Verordnung wird festgehalten, dass Asylsuchende, die sich im nicht zuständigen Staat aufhalten, keinen Anspruch mehr auf die Aufnahmebedingungen gemäss der EU-Richtlinie haben. Diese Aufnahmerichtlinie garantierte Asylsuchenden in der EU bisher Mindeststandards wie die materielle Grundversorgung und medizinische Versorgung, Bargeld für die soziale Teilhabe sowie Zugang zu Bildung und Arbeit. Mit der neuen Verordnung sollen die betreffenden Asylsuchenden nur noch das rein physische Existenzminimum erhalten – sozusagen eine EU-Adaption der Schweizer Nothilfe.

Ein Dublin-Entscheid bedeutet nicht, dass Asylsuchende wie Abebe und Malual keinen Anspruch auf Schutz haben oder eine Flüchtlingsanerkennung ausgeschlossen ist. Personen, die sich noch im Dublin-Verfahren befinden, müssten deshalb grundsätzlich als potenziell Schutzbe-

rechtigte behandelt werden. In der Schweiz landen sie dennoch in der Nothilfe. Ein neues Urteil des Europäischen Gerichtshofs könnte das ändern. Am 4. Juni 2026 stellte das Gericht fest, dass in Dublin-Fällen Leistungskürzungen auf das rein physische Existenzminimum gegen EU-Recht verstossen. Was dieses Urteil für die Schweizer Praxis bedeutet, muss erst noch das Bundesgericht entscheiden. Immerhin könnte es bedeuten, dass von Dublin-Entscheiden Betroffene künftig besser behandelt werden müssen.

Immer längere Fristen

Im Kanton Zürich lebten im Jahr 2024 insgesamt 930 Personen von der Nothilfe, die Hälfte davon nach einer Dublin-Entscheidung. Die Nothilfekosten für Personen mit Dublin-Entscheidung betrugen 2024 allein für den Kanton Zürich drei Millionen Franken. Die aktuellen Zahlen teilt der Kanton auf Anfrage nicht mit. Vermutlich warten auch im Rückkehrzentrum Sonnenbühl die Hälfte der Bewohnenden nach einer Dublin-Entscheidung auf ihr Asylver-

fahren. Für Familien ist die Situation in der Nothilfe besonders belastend. Sie müssen in einem einzigen Zimmer leben und sich dieses mitunter mit weiteren Personen teilen. Einer sechsköpfigen Familie bleiben zum Überleben gerade einmal 47 Franken Nothilfe pro Tag. Das Rückkehrzentrum Sonnenbühl ist neben dem Rückkehrzentrum Oberhalden im Zürcher Oberland das einzige, in dem auch Familien untergebracht sind. Beim Betreten des Gebäudes wuseln Kleinkinder umher, neben dem Eingang reihen sich die Kinderwagen. Für die tägliche Nothilfe müssen die Asylsuchenden am Schalter im Eingangsbereich anstehen und unterschreiben. Dort finden sich auch die Fahrpläne für den zentrumseigenen Shuttlebus, da in Sonnenbühl keine regulären Busse fahren. Die nächste Busstation liegt eine Stunde Fussweg entfernt im nächsten Dorf. Die Shuttlebusse fahren von Montag bis Samstag zwischen 10 und 17 Uhr nach Winterthur Töss und zurück. Abends und am Sonntag gibt es keine Verbindungen. Sechs Monate in einem isolierten Rück-

kehrzentrum auszuhalten, schon das ist eine Zumutung. Mit der GEAS-Reform wird es möglich, dass Personen mit einer Dublin-Entscheidung dort ganze drei Jahre warten müssen, und zwar dann, wenn ihre Überstellungsfrist verlängert wird. Heute schon kann diese Frist von 6 auf 18 Monate verlängert werden, wenn Asylsuchende mit Absicht untertauchen oder die Überstellung verhindern. In der Praxis würden viele Menschen nicht bewusst untertauchen, sagt Lara Hoeft vom Verein Pikett Asyl, der seit 2022 Asylsuchende rechtlich und sozial berät. «Die Schweiz hat eine sehr restriktive Praxis. Damit die Überstellungsfrist verlängert wird, reicht es oft aus, wenn man einmal nicht im Camp übernachtet oder eine Unterschrift verpasst hat», so Hoeft. Durch die Gesetzesverschärfung werden die Gründe für eine Fristverlängerung ausgeweitet und die bisher notwendige Absicht der Asylsuchenden entfällt. Neben dem Untertauchen gehören dazu neu körperliches Widersetzen, ein Untauglichmachen vor der Überstellung oder das Nichterfüllen der medizinischen Voraussetzungen etwa infolge einer Schwangerschaft oder Operation, was gemäss Hoeft in Zukunft deutlich mehr Personen betreffen werde.

Wenn sich die Überstellungsfrist auf drei Jahre ausweitete, werde das auch die Asylverfahren unsinnig hinauszögern, sagt Hoeft weiter. «Wenn Asylsuchende erst nach Jahren zu ihren Fluchtgründen angehört werden, wird es immer schwieriger, Beweise vorzubringen und sich ohne Widersprüche zu erinnern.» Künftig müssen viele Asylsuchende damit rechnen, länger auf ihre Überstellung zu warten und dadurch oft unverschuldet dauerhaft in der Nothilfe zu leben, bevor ihr Asylgesuch überhaupt geprüft wird.

Für das SEM besteht immer die Möglichkeit, auf ein Asylgesuch einzutreten, auch wenn eigentlich ein anderer Staat zuständig wäre. Das bietet der Schweiz die Option, mit einer solidarischen Praxis auf die europaweiten Gesetzesverschärfungen zu reagieren – wenn sie das denn wollen würde.

**Einer sechsköpfigen Familie
bleiben zum Überleben
gerade einmal 47 Franken
Nothilfe pro Tag.**



Hintergründe im Podcast:

Simon Berginz spricht mit Autorin Annika Lutzke über die Gesetzesverschärfungen des GEAS.

surprise.ngo/strassenmagazin/podcast

Was uns das Lesen angeht

Literatur Surprise-Verkäufer Urs Habegger hat ein zweites Buch geschrieben. Darin geht es wieder um Begegnungen aus der Bahnstufunterführung in Rapperswil, seinem Verkaufsort. Und doch kommen weitere Themen auf – wie das Geschichtenerzählen an sich.

INTERVIEW DIANA FREI

Das Gespräch wurde per Du geführt, weil wir Urs Habegger seit seinen Anfängen bei Surprise gut kennen.

Urs Habegger, in deinem neuen Buch «So lang die Beine tragen» erzählst du mehr Biografisches über dich selbst als in deinem Erstling. Hängt das mit einem neuen Selbstverständnis als Autor zusammen?

Urs Habegger: Nein, gar nicht. «Am Rande mittendrin» ist 2024 erschienen. Damals bestand die Idee einfach darin, Beobachtungen und Erlebnisse aus der Bahnstufunterführung in Rapperswil zu erzählen. Ich hätte mich dazumal schon mehr öffnen können, aber das hätte nicht ins Konzept gepasst. Mein Selbstverständnis hat sich in diesen zwei Jahren zwischen den beiden Büchern nicht verändert. Nicht in diesem Zeitraum. Es hat sich aber in all den Surprise-Jahren davor verändert.

Inwiefern?

Ich habe gesehen, dass es eine tolle Sache ist, dieses Heft zu verkaufen. Und auch dazu zu stehen und es zu verteidigen. Nicht nur das Magazin, nicht nur mich selber. Sondern auch das Verkaufsmodell, die Institution, die Gedanken dahinter. Man exponiert sich als Surprise-Verkäufer stark. Das braucht Mut, und genau das hat zu einem bestimmten Selbstverständnis beigetragen. Teil davon sind auch die vielen positiven Reaktionen. Das war auch einer der Beweggründe fürs zweite Buch. Ich glaube, ich habe im ersten Buch meine Dankbarkeit gegenüber vielen Personen und gegenüber dem Verlag durchaus zum Ausdruck gebracht. Aber ist man dankbar genug? Das ist eine Frage, die mich sehr bewegt.

Eines der Kapitel deines Buches heisst «Armut». Es ist dir ein Anliegen, die Armut in der Schweiz klar zu benennen. Trotzdem betrachtest du dich selbst nicht als arm. Wieso?

Urs Habegger: «Ich wollte eine Figur kreieren, die durch gute Geschichten verändert wird.»

Ich habe mich nie als arm empfunden, auch wenn ich nur noch ein paar Franken im Portemonnaie hatte. Das heisst nicht, dass ich mich von der Armut distanzieren. Ich erzähle im Buch, dass ich vor meiner missratenen Augenoperation einen sehr gut bezahlten Job bei der Zürisee-Zeitung in Stäfa hatte. Dass ich wunderschön in Uetikon am See wohnte. Eine grosse, helle 3,5-Zimmer-Wohnung mit Seesicht. Dort wollte ich mein Altersnest bauen. Dann kam diese OP dazwischen. Ich musste Entscheidungen treffen, ich musste reagieren. Seither habe ich ein Zimmer bei meiner Schwester. Ein schönes, grosses, helles Zimmer mit Balkon, und das reicht mir.

Denkst du manchmal noch an die Zeit vorher?

Bevor ich die Wohnung in Uetikon geräumt habe, habe ich Fotos gemacht. Jeden Winkel, jede Ecke habe ich fotografiert.



Und heute noch hängen diese Fotos aus dem früheren Leben als Collage bei mir an der Wand.

In einem fiktionalen Text erzählst du einem mürrischen Mann Geschichten und schickst ihn damit auf Reisen, damit er neue Erfahrungen macht. Eigentlich geht es in fast all deinen neuen Geschichten um die Macht des Erzählens. Einverstanden?

Ich hatte viele Lesungen. Oft in Buchhandlungen und Bibliotheken. Die Buchhändlerinnen und Bibliothekarinnen – es sind meistens Frauen – haben oft etwas ganz Eigenes an sich. Sie haben eine innere Ruhe und Gelassenheit und einen ganz eigenen Blick auf die Welt. Irgendwann habe ich mir überlegt: Woher kommt das? Sie sind ja alle belesen, da habe ich mir gesagt: Es muss mit diesen Büchern und Geschichten zusammenhängen. Es kam mir der Gedanke, dass gute Geschichten Leben ver-



sen. Das war der Ausgangspunkt für diese Geschichte: der Gedanke daran, wie stark man sich in ein Buch und in Figuren hineinversetzen kann. Ich hatte nun also einerseits diese Geschichte der Buchhändlerin, die sich mit all den literarischen Figuren identifiziert, so wie ich damals mit Old Shatterhand. Ich suchte aber nach einem Schluss, der die Buchhändlerin aus der Fiktion nicht mehr in ihr eigenes, sicheres Leben entlässt. Da kam mir eine Idee, die sich direkt auf die redaktionellen Inhalte von Surprise bezieht: Asyl, Flucht, Migration sind unsere Kernthemen. Vor einiger Zeit hatten wir den zweiteiligen Bericht von Wahidullah Alikhan – eines Mannes aus Afghanistan – im Heft, der von seiner Flucht in die Schweiz erzählt. Das war eindrücklich, viele haben das mit grossem Interesse gelesen. Ich lasse meine Erzählung also mit einer Fluchtgeschichte enden. Im Überlebenskampf im Wasser, Hilfe kannst du nicht erwarten. Als das Boot kentert, ruft die Buchhändlerin: «Das geht mich doch alles gar nichts an!» Sie will aus der Geschichte raus. Aber das Buch lässt sie erst dann wieder los, als sie sich korrigiert: «Und es geht mich doch etwas an!» Damit wollte ich ein Zeichen setzen: Solche Geschichten gehen uns alle etwas an.

In «Muttertag» wiederum fragt der Ich-Erzähler eine Unbekannte, ob sie beide einen Tag lang Mutter und Sohn spielen wollen. Ist das eine reine Vorstellung, oder hast du es ausprobiert?

Ich habe es leider nicht ausprobiert. Es ist eine erfundene Geschichte.

Es geht um den Mut, auf das Gegenüber zuzugehen. Wünschst du dir manchmal mehr Spontaneität für dich selber?

Ich selber habe grundsätzlich keine Mühe, auf Menschen zuzugehen. Die Idee zu diesem Text kam mir tatsächlich am Muttertag vor einem Jahr. Es war ein prächtiger Frühlingstag, und ich war am Morgen früh unterwegs. Da sass eine ältere Dame allein an einem Vierertisch in einem Strassencafé. Ich spürte, sie ist heute allein. Bin aber vorbeigelaufen, weil ich weitermusste. Da kam ich auf die Idee: Wie wäre es, diese Frau anzusprechen und zu fragen, ob sie heute meine Mutter sein möchte und ob ich sie ausführen dürfte. Ich stellte mir vor, sie hätte enorm Freude dran gehabt. Und es wäre auch für mich eine Gelegenheit gewesen, wieder einmal einen Muttertag zu verbringen.

ändern können, ich habe das auch an mir selber schon erfahren. Das war der Grundgedanke bei diesem mürrischen Menschen: Ich wollte eine Figur kreieren, die durch gute Geschichten verändert wird. Diesen Gedanken möchte ich weitergeben. Gute Geschichten und gute Bücher können Leben verändern, auch wenn man in schwierigen Situationen steckt.

Es gibt auch eine Geschichte über genau eine solche Buchhändlerin, wie du sie beschreibst. Sie kann sich in die unterschiedlichsten Welten hineinendenken, wenn sie liest. Sie identifiziert sich, sie entwickelt Empathie. Dann passiert etwas Unerwartetes. Dabei geht es um die Frage, was die Geschichten mit uns selber zu tun haben.

Ich habe in meiner Kindheit Karl May verschlungen. Ich hatte jeden Band. Wenn ich las, habe ich alles um mich herum verges-

Du bist ein aufgeschlossener Mensch. Aber Apéros magst du nicht, steht im Buch.

Den Small Talk mag ich nicht. Das Plaudern liegt mir einfach nicht.

Aber du plauderst doch viel? Beim Surprise-Verkauf etwa oder an den Buchlesungen mit deinem Publikum.

Ist das Plaudern? Ich weiss es nicht. Gibt es da einen Unterschied zum Apéro? Ja, ich finde, es gibt einen. In der Unterführung gehört die Unterhaltung zu meiner Arbeit. Die Leute kommen auf mich zu. Und dann wird geredet. Das ist nicht immer nur Blabla oder Plaudern. Da wird viel erzählt, auch sehr Persönliches. Wir haben auch eine soziale Funktion als Surprise-Verkäufer*innen. Aber an einem Apéro, da wartet man ja eigentlich auf die gute Laune. Mir liegt das einfach nicht, mir ist das Spontane lieber. Aber manchmal muss man halt hingehen.

Wirst du öfter an Apéros eingeladen, seit du Bücher schreibst?

Ja, schon! Ich bin da reingerutscht, und manchmal wäre es mir lieber, ich hätte nie ein Buch geschrieben. Einfach wegen der medialen Aufmerksamkeit. Aber es bringt natürlich auch Vorteile, gerade auch als Verkäufer. Man kennt mich eigentlich in der ganzen Deutschschweiz. Und Rapperswil ist ein Ausflugsziel und ein Umsteigebahnhof. Gerade diese Woche kamen Leute aus Bern vorbei: Wir haben das Buch gelesen! Und dann: Surprise kaufen und so weiter und so fort ... Das passiert oft, und manchmal ist es mir fast zu viel. Aber ich werde dennoch ein drittes Buch schreiben, oder ich probiere es auf jeden Fall.



Surprise verlost **8 signierte Exemplare «So lang die Beine tragen»** von Surprise-Verkäufer **Urs Habegger**. Teilnahme unter surprise.ngo/literatur oder per Post an Surprise, Münzgasse 16, 4051 Basel. **Einsendeschluss ist der 28.08.2026.** Wir wünschen viel Glück!

FOTO: ZVG



Urs Habegger: «So lang die Beine tragen», Elfundzehn Verlag, 2026. CHF 29.90

Winterthur

«Schattenwesen – Von der Geisterfotografie zu den Phantomen des Algorithmus», Ausstellung, bis So, 11. Okt., Di bis Fr, 11 bis 17 Uhr, Mi bis 20 Uhr (ab 17 Uhr Eintritt frei), Sa/So, 11 bis 18 Uhr, Fotomuseum Winterthur, Grünenstrasse 44 + 45. fotomuseum.ch



«Schattenwesen» verlagert den Blick von der Fotografie als Medium des Lichts quasi auf die Schatten. Auf Bilder als Räume für Imagination und die Ungewissheit. So lauern algorithmische Gestalten in fotorealistischen Computerspielen, rätselhafte Wesen nisten in Datensätzen, und durch KI-Prompts treten geisterhafte Figuren in Erscheinung. Die Ausstellung spannt den Bogen von historischer Geisterfotografie zu den algorithmischen Phantomen der Gegenwart und zeigt, wie Bilder Wesen heraufbeschwören, die unser persönliches, soziales und politisches Unterbewusstsein bevölkern. Im Zentrum stehen dabei sowohl Geister und okkulte Kreaturen als auch Glitches, also Bildfehler, und nicht-menschliche Figuren, die in analogen und digitalen Bildwelten auftauchen. Die Ausstellung zeigt damit, wie zeitgenössische Bilder die historische Suche nach dem Unsichtbaren fortsetzen, der sich Geisterfotograf*innen des 19. Jahrhunderts verschrieben hatten.

DIF

Zürich

«Zürcher Theater Spektakel», Festival, bis So, 30. Aug., Landiwiese beim Mythenquai und andere Spielorte. theaterspektakel.ch



«Demokratie und Versammlung» heisst der Fokus des diesjährigen Theater Spektakels. Zahlreiche Arbeiten beschäftigen sich mit der bedrohten Demokratie: So untersuchen sie etwa rechte Narrative («Violenza 2025») oder die Bedeutung von Vertrauen («Public Trust»). Das grösste Projekt entsteht in Zusammenarbeit mit der Universität Zürich: «Die Allianz der letzten Demokratien». Dabei bilden Politiker*innen zusammen mit dem Publikum eine Versammlung

zur Frage: Wollen wir dazu beitragen, dass die Idee einer demokratischen Gesellschaft im 21. Jahrhundert überlebt? Hintergrund des Projekts ist die gar nicht fiktive Tatsache, dass demokratiefeindliche Kräfte seit Jahren erstarken. Zusammen mit acht anderen Professor*innen gehört auch Helen Keller – Professorin für Recht, Europarecht und Völkerrecht an der Uni Zürich und ehemalige Richterin am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte – zum Wissenschaftlichen Beirat dieser «Allianz der letzten Demokratien».

DIF

St. Gallen

«Komm Glückck», Ausstellung, bis 18. Okt., Di bis Fr, 14 bis 18 Uhr, Sa/So, 12 bis 17 Uhr, open art museum, Davidstrasse 44. openartmuseum.ch

Worte werden zu Bildern und Bildern bekommen Worte: Der Fokus der Ausstellung «Komm Glückck» liegt auf der Beziehung von Schrift und visuellem Inhalt. Nun muss

man wissen, dass sich das open art museum der Kunst ausserhalb etablierter Kunstsysteme widmet – der «Outsider Art». Oft ist diese eine künstlerische Auseinandersetzung mit der Welt aus einer gesellschaftlichen Randposition – aus prekären Lebensumständen, aus (psychiatrischen) Institutionen. Pietro Angelozzi (1925–2015) nutzt Bilderzählungen zur Dokumentation von Erlebtem: Sieben göttliche Visionen hat er erfahren, und dutzendfach hält er diese Ausnahmeerlebnisse auf Holztafeln, Spiegeln, Papier und Geschirrtüchern fest. Das Werk von Rosemarie Koczys (1939–2007) kreist um Deportation, KZ-Internierung, Tod



und Verlust und ist den jüdischen Opfern der NS-Diktatur gewidmet, während Beate Stanislaw (1939–2007) im illustrierten Romanmanuskript «Tramp» schonungslos ihr Leben auf der Strasse schildert, seit sie einst die DDR-Grenze passierte.

DIF

Baden

«Was bleibt? Praktiken des Sammelns», Ausstellung, Sa, 22. Aug. bis So, 8. Nov., Mi bis Fr, 15 bis 18 Uhr, Sa/So, 12 bis 17 Uhr, Kunstraum Baden, Bruggerstrasse 37, im Merker-Areal. kunstraum.baden.ch



Was bewahren wir, wenn wir sammeln? Wie entsteht die Kunstsammlung einer Stadt? Wie ordnen, bewahren und archivieren

Künstler*innen die Dinge? Wo überschneiden oder unterscheiden sich institutionelle und künstlerische Herangehensweisen? Die Ausstellung zeigt auch, was – bei aller Ordnung und sorgsamem Kategorisierung – zwischen Stuhl und Bank fallen kann. Als Fundus nutzt sie die Kunstsammlung der Stadt Baden und zeigt Werke von Paloma Ayala, Johanna Bossart, Ishita Chakraborty, Christoph Eisenring, Cornelia Hesse-Honegger, Marianne Mueller, Barbara Signer und Michael Bodenmann. Letztere sind zum Beispiel für ihre Arbeit «El Gato Muerto» bekannt, ein dichtes Sammelsurium an Memorabilia aus ihrem Reise- und Lebensfundus, dichtgedrängt in einem Raum, der an die Bars im Tokioter Stadtteil Shinjuku erinnert.

DIF

Thun

«Susanne Keller. Hinterkammer des Auges», Ausstellung, bis So, 29. Nov., Di bis So, 11 bis 17 Uhr, Thun-Panorama, Schadaupark. thun-panorama.ch



Mit ihren zart-verspielten Guckkasten-Objekten, sphärischen Fotografien und Gedichten zeigt die Zürcher Künstlerin Susanne Keller poetische Welten im Modellformat. Sie zeigt die Welt als Bühne, als Inszenierung – und lädt das Publikum in ihrer «Guckkasten»-Serie dazu ein, durch Gucklöcher und Sehschlitze hindurch in Zirkus-, Oper- oder Jahrmarktswelten hineinzublicken. Dazu zeigt sie die Schwarz-Weiss-Fotoserie «Körner Gaumen mundet». Atmosphärisch unscharf und mit punktueller Unter- und Überbelichtung assoziieren sie Erinnerungen an Vergangenes, Verdrängtes oder Vergessenes. Die Texte und Gedichte, die an den raumhohen Glasfenstern zu lesen sind, nehmen Leitmotive des menschlichen Sehens und Wahrnehmens auf.

DIF



JOANA ABRIEL, 42, ist freischaffende Fotografin aus Lausanne. Das Bild wurde 2020 während des Lockdowns aufgenommen. Damals mussten viele ihren Alltag neu erfinden, die Kontakte mit anderen wurden per Video oder Telefon aufrechterhalten. Trotz Distanz versuchte man Nähe und Verbundenheit zu bewahren – für die Fotografin entstand daraus Hoffnung.

An dieser Stelle fragen wir einmal im Monat Schweizer Fotografinnen des Netzwerkes «Purple Eye», was ihnen in Zeiten wie diesen Hoffnung gibt. purple-eye.ch

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 02 Scherrer & Partner GmbH, Basel
- 03 Gemeinnütziger Frauenverein Nidau
- 04 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 05 Lebensschau, Männedorf
- 06 Bodyalarm – time for a massage
- 07 Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti
- 08 InhouseControl AG, Ettingen
- 09 Automation Partner AG, Rheinau
- 10 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 11 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 12 movaplan GmbH, Baden
- 13 Kaiser Software GmbH, Bern
- 14 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 15 appius GmbH, Interims-Management
- 16 Breite-Apotheke, Basel
- 17 Broki Sidewäg, Bern
- 18 Maya Recordings, Oberstammheim
- 19 AnyWeb AG, Zürich
- 20 Beat Vogel – Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 21 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 22 hoopsforyu, jewelry
- 23 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 24 Wullemmin Beratung, wullemmin-beratung.ch
- 25 unterwegs GmbH, Aarau

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausstattung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Ricardo Da Costa verliess 2003 Guinea-Bissau, wo seine Familie immer noch lebt. Der Mechaniker arbeitete zuerst als Bauarbeiter in Portugal und Italien. 2013 kam er in die Schweiz. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurden ihm alle Wertgegenstände gestohlen und er stand er ohne Papiere da. Auf der Gasse lernte er einen Strassenmagazin-Verkäufer kennen und verkauft seither auch. «Ich bin froh, bei Surprise zu sein», erzählt Ricardo. «Manchmal komme ich traurig ins Büro und gehe mit einem Lächeln auf dem Gesicht wieder raus.» SurPlus ist für ihn eine grosse Unterstützung: Das ÖV-Abo ermöglicht Mobilität beim Heftverkauf und bei Schwierigkeiten stehen ihm die Mitarbeitenden mit Rat und Tat bei.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!


**SURPRISE
WIRKT**

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo–Fr 9–12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, 1to1 Media
T +41 43 321 28 78
M +41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Klaus Petrus (kp)
Diana Frei (dif), Lea Stuber (lea),
Sara Winter Sayilir (win), Andres
Eberhard (eba)
T +41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Betttschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Joana Abriel, Deborah Ambauen,
Annika Lutzke, Marko Milicevic,
Marina Nenadovic, Hans Rhyner,
Pauli Salmi, Tuuka Tuomasjukka,
Margrit Weber

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara AG,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

22500

Abonnemente

CHF 250.–, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#629: Wir alle sind Surprise: Leserbrief Schibli

«Selbstverantwortung»

Sicher, sie ist wichtig, die Selbstverantwortung, bloss sollte sie nicht zu Selbstherrlichkeit und Egoismus werden, so wie sie heute ausartet. Wir tragen nämlich auch eine Verantwortung für unsere Mitmenschen. Die Geschichte der Entwicklung unserer Wirtschaft ist wohl ein bisschen zu rosig geraten. Sklav*innenhandel, Kinderarbeit, Hungerlöhne und krankmachende Arbeitsbedingungen, die niederkartätschten Arbeiter*innenkämpfe geschickt ausgeblendet. Wo bleibt hier die Verantwortung gegenüber den Mitmenschen? Ja, auch Immigrant*innen, Arme, Randständige gehören dazu. Glauben Sie wirklich, heutige Potentaten wie Musk, Trump, Putin, wie sie alle heissen, übernehmen irgendwelche Verantwortung für ihre Mitmenschen? Sie scheffeln und raffen aus reiner Gier. Der Mitmensch ist bloss Mittel zum Zweck. Ja, ich weiss: Wir «Unteren» sind abhängig von den Reichen, aber die Arroganz, die aus Ihrem Beitrag, Herr Schibli, zündet, ist fehl am Platz.

ALFRED BRUGGER, Thun

#Sozialer Stadtrundgang Zürich:

Hans Peter Meier

**«Herzlichen Dank!
Es war sehr interessant,
machte aber auch
sehr nachdenklich.»**

PRISCA FORRER, Schwändi GL

#Sozialer Stadtrundgang Basel: Heiko Schmitz

«Wohlbollender Einbezug»
Toller Rundgang mit eindrücklichen
Schilderungen der persönlichen Situation,
aber auch generellen Erklärungen zu
Armut, Schulden, Obdachlosigkeit. Heiko
Schmitz hat auf eine sehr wohlwol-
lende Art die Jugendlichen in Gespräche
einbezogen.

LUCIEN FREY, Langenthal

#Sozialer Stadtrundgang Bern: Franziska Lüthi

**«Nicht selbst-
verständlich»**

Die Tour heute hat alle meine Erwartun-
gen übertroffen. Franziska Lüthi's Art, die
Thematik mit der eigenen Lebensge-
schichte zu verbinden, ist sowohl lehrreich
wie auch wahnsinnig berührend. Wie
sie die Tour geleitet hat, war sehr beein-
druckend. Dass sie ihr Wissen und ihre Ge-
schichte mit uns geteilt hat, ist nicht
selbstverständlich und führt einem die ei-
genen Privilegien und die Missstände in
der Gesellschaft auf einzigartige Weise vor
Augen. Was für eine inspirierende, re-
flektierte und talentierte Persönlichkeit. Ich
möchte mich von Herzen für diesen wert-
vollen Einblick bedanken.

NADJA JUNG, Hämikon

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben.
Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.– (Europa: CHF 305.–)

Reduziert CHF 175.– (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.–

Probe-Abo für CHF 40.– (Europa: CHF 50.–), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.– (Europa: CHF 35.–)

Halbjahres-Abo CHF 120.–, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.–

Bestellen

Email: info@surprise.ngo
Telefon: 061 564 90 90
Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld
zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

«Alle haben mich unterstützt»

«Ich bin in Novi Sad im Norden Serbiens geboren und aufgewachsen und habe dort auch die Grundschule abgeschlossen. Vor drei Jahren, als mein Sohn starb, habe ich angefangen, die Strassenzeitung Liceulice zu verkaufen. Darauf gekommen bin ich über eine andere Verkäuferin, sie hiess Sneža. Sie sagte zu mir: «Verlieren kannst du nichts, und wenn es nicht klappt, hörst du einfach wieder auf.» Und tatsächlich, es klappte.

Leider sehe ich nicht mehr so gut, deshalb kann ich selber die Artikel in der Zeitschrift nicht lesen. Aber ich höre von anderen, dass da interessante Dinge drinstehen. Meistens zeige ich den Leuten das Titelblatt, und wenn es sie anspricht, kaufen sie das Heft. Es tut mir gut, wenn die Leute freundlich sind und sich mit mir unterhalten. Meine Rente ist gering, und der Verkauf der Hefte hilft mir zu überleben. Ein bisschen hier, ein bisschen dort – so komme ich über die Runden.

Ich bin froh, dass ich nicht zuhause sitzen muss, egal wie viele Zeitschriften ich an diesem Tag verkaufe. Wenn man alleine lebt, tut es gut, rauszugehen. Bin ich draussen, so denke ich an nichts anderes als an die Zeitungen und daran, wem ich sie vielleicht verkaufen könnte. Aber selbst wenn ich kein einziges Heft verkaufe, bin ich nicht enttäuscht. Zu Beginn hat mich das mitgenommen, doch inzwischen habe ich mich daran gewöhnt, dass es solche Tage gibt.

Am Anfang habe ich mit meiner Freundin Sneža zusammengearbeitet. Sie hat mich in den Job eingeführt und mir sehr geholfen. Leider ist sie inzwischen verstorben. Seit einem Jahr verkaufe ich nun zusammen mit Ružica. Auch sie hat in ihrem Leben viel durchgemacht. Ich verbringe gerne Zeit mit ihr, sie ist sehr liebenswert. Wir verstehen uns gut, sind uns immer schnell über alles einig. Ružica hat ebenfalls einen Sohn und kann nachfühlen, wie schlimm es ist, ein Kind zu verlieren.

Bevor mein Sohn Kristijan starb, gingen wir zusammen zum Verein «Patrija», wo Psycholog*innen Menschen helfen, die in ihrem Leben eine Krise durchmachen. Wir tranken mit den Leuten dort oft Kaffee, verbrachten Zeit miteinander, und ich habe immer noch Freund*innen von damals, mit denen ich bis heute in Kontakt stehe. Als Kristijan starb, haben mich alle unterstützt. Drei Jahre sind nun vergangen, doch es kommt mir vor, als sei es erst gestern gewesen.



FOTO: MARKO MILICEVIC

Erszabet Vegse, 63, verkauft in der serbischen Stadt Novi Sad die Strassenzeitung Liceulice und hat nach einem schweren Schicksalsschlag eine neue Zuflucht gefunden.

Früher ging ich gerne auf Partys, ich traf mich mit Leuten, tanzte und hörte Musik. Heute verbringe ich abends die Zeit damit, mir auf YouTube Videos über Millionäre anzuschauen. Als ich jung war, kam ich mit meiner Mutter nicht gut zurecht. Sie liebte mich nicht, wir hatten ständig Probleme. Mit 21 Jahren habe ich geheiratet. Mein Mann und ich haben uns erst verliebt und dann entliebt. Er hat mich psychisch wie körperlich misshandelt. Die Kinder waren klein, und ich konnte mit ihnen nirgendwo hingehen, also musste ich das alles über mich ergehen lassen. Ich kochte und putzte zwar weiterhin für ihn, aber er hatte mich zutiefst gekränkt, und das konnte ich nicht vergessen. Manchmal flüchtete ich zu meinen Eltern. Doch weil er die Kinder bei sich behielt, kehrte ich wieder zurück. Meine Söhne waren das Wichtigste für mich.

Ich habe ein hartes Leben hinter mir. Die kaputte Ehe, der Tod meiner Eltern, der Tod meines geliebten Sohnes Kristijan. Wenn ich allein zuhause sitze, ist alles sehr schwer. Manchmal kommt mein anderer Sohn zu Besuch. Was leider eher selten ist, denn er ist inzwischen verheiratet und in die Schweiz gezogen, um dort zu arbeiten. Das war sein Wunsch, und er ist in Erfüllung gegangen. Ich möchte, dass er sein Leben so geniessen kann, wie er es möchte. Wir verstehen uns sehr gut. Hier in Novi Sad ist Liceulice zu meiner Zuflucht geworden. Auch wenn ich dabei nur wenig Geld verdiene – ich bin unter Menschen, und das bedeutet mir alles.»

Aufgezeichnet von **MARINA NENADOVIC**
Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von
LICEULICE/INSP.NGO

Der Verkauf des Strassenmagazins Surprise ist eine sehr niederschwellige Möglichkeit, einer Arbeit nachzugehen und den sozialen Anschluss wiederzufinden.

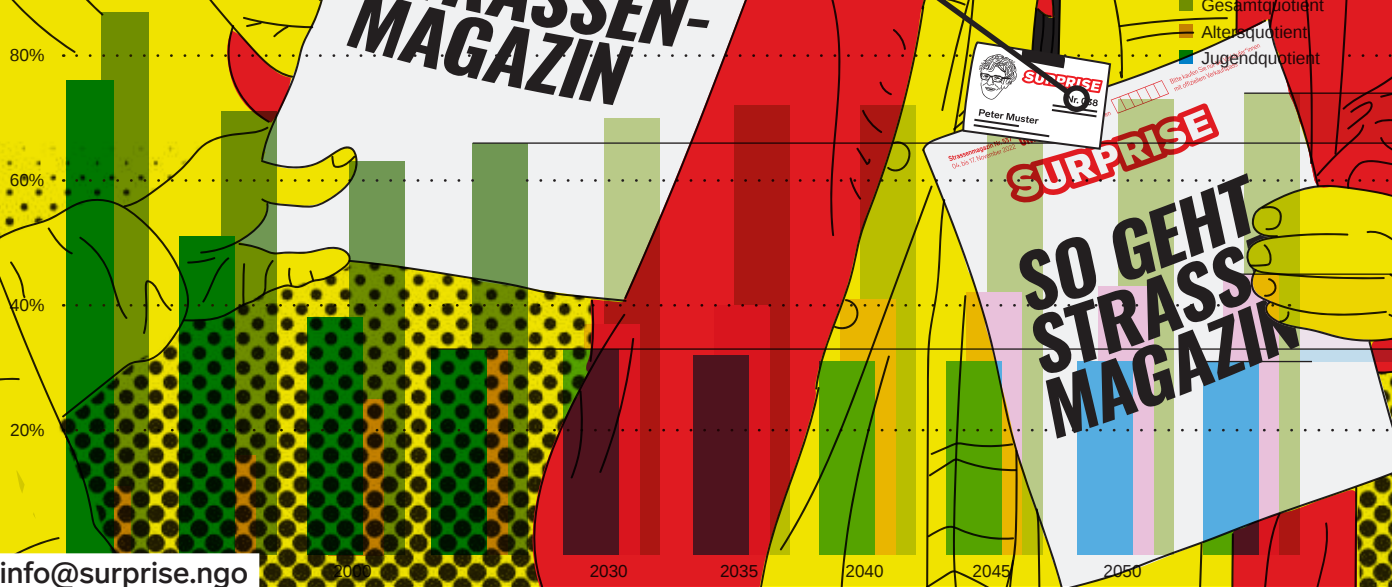


Alle Verkäufer*innen tragen gut sichtbar einen Verkaufspass mit einer persönlichen Verkaufsnummer. Diese ist identisch mit der Nummer auf dem Magazin.

Ein Strassenmagazin kostet 8 Franken. Die Hälfte davon geht an den*die Verkäufer*in, die andere Hälfte an den Verein Surprise.

Das Heft erscheint alle 2 Wochen. Ältere Ausgaben werden nicht verkauft.

Entwicklung des Jugend-, Alters- und Gesamtquotienten von 1990 bis 2055



info@surprise.ngo

Voll. Schwiiz.

Bereits über
400 Produkte.



Us de Schwiiz,
für dihei.



Lohnt sich.